

epd medien

Frankfurt am Main ■ www.epd.de

02. Oktober 2010 **77**

INHALT **Selten ein Mensch**

Bella Fromm und die verführerische Nähe zur Politik / *Von Nea Matzen* 3

Inland

3sat ab Februar 2011 mit neuem Programmschema 7

Private Radiosender wollen VPRT verlassen 7

Produzenten vereinbaren neue Vertragsbedingungen mit ZDF 8

Neumann hält an ermäßigter Mehrwertsteuer für Zeitungen fest 9

CDU-Politiker Robra fordert Einfrieren der Rundfunkgebühr 9

Frankfurter Societäts-Druckerei erhält neue Struktur 10

WDR gliedert Funkhaus Europa an Jugendwelle 1Live an 10

Magazine „chrison“ und „zeitzeichen“ feiern 10. Geburtstag 11

TV-Manager schätzen Zukunft des Fernsehens unterschiedlich ein 12

Ausland

Russische Staatsanwaltschaft identifiziert Estemirowa-Mörder 13

Mexiko: Präsident Calderon will Journalisten besser schützen 13

USA: Kritik an Zusammenarbeit von Republikanern mit Fox 14

Kritik

„Vor dem Spiel - nach dem Spiel ...“ von Walter van Rossum (DLF) 15

„Deckname Annett - Im Netz der Stasi“ von Roland May (ZDF) 16

„45 Minuten - Der Kachelmann-Komplex“ von Bongon / Giese / Orth (NDR) 17

„die story: Beamte - Die andere Seite des Schreibtisches“ von Eva Müller (WDR) 18

Dokumentation

Barbara Sichtermann über Frauenrollen in der Realität und im Fernsehen 19

Theaterrezension mit Rückkanal. Anregendes auf „nachtkritik.de“

epd Die Theaterkritik ist keine Einbahnstraße mehr, sondern eine Einladung zum Dialog: Morgens um 9 Uhr (am Wochenende um 10) stellt „nachtkritik.de“ Rezensionen von deutschsprachigen Theaterpremiere des Vorabends ins Netz. Manchmal ist schon wenige Minuten später in der Kommentarspalte die erste Reaktion zu lesen. Keine Tageszeitung kann so etwas leisten. Auch mit der Zahl der Kritiken und der Fülle an Informationen ist nachtkritik.de dreieinhalb Jahre nach der Gründung konkurrenzlos.

Im Oktober will die Seite 49 Rezensionen veröffentlichen, davon 22 zu Uraufführungen. Die meisten kommen aus Metropolen wie Hamburg, Berlin, München oder Wien. Aber auch die Provinz, die heute immer schwerer als solche zu definieren ist, wird abgebildet, etwa mit Berichten aus Cottbus, Lübeck, Trier oder Moers. Täglich besuchen etwa 4.000 Nutzer die Seite, bei steigender Tendenz.

„Nachtkritik“, 2007 von den Journalisten Petra Kohse, Nikolaus Merck und Dirk Pilz gegründet, wird jetzt von acht Redakteuren gemacht, die meist auch anderswo publizieren, etwa 60 Korrespondenten schreiben die Rezensionen. Für eine Kritik wurden ursprünglich 50 Euro gezahlt, jetzt sind es 60. „Nachtkritik“ wird durch ein privates Darlehen finanziert, das auch wieder gekündigt werden kann. Die Zahl der Anzeigen hat sich deutlich erhöht, sie reicht aber nicht aus, um das Angebot auf Dauer zu sichern. „Wir leben auf einem Berg von Schulden“, sagt Merck, der verantwortliche Redakteur. Trotzdem ist und bleibt die Seite kostenlos, weil alle Erfahrungen zeigen, dass Internetnutzer meist nicht bereit sind, etwas zu bezahlen.

Die aktuellen Rezensionen sind trotz der kurzen Schreibzeit (Ablieferung morgens um 7 Uhr) meist informativ, auch analytisch. Außerdem gibt es zu jeder Inszenierung, die besprochen wurde, einen Kritikenüberblick mit Zusammenfassungen und Zitaten aus den überregionalen und regionalen Feuilletons. Es gibt eine Presseschau, Festivalberichte, Nachrichten, Theaterbriefe aus anderen Ländern. Als „Nachtkritik“

startete, konnte man noch jeden Text lesen; heute, wo daraus eine umfangreiche Internet-Tageszeitung geworden ist, schafft man das nicht mehr. Es geht aber nichts verloren: Alle veröffentlichten Texte sind über das gut erschlossene Archiv abrufbar.

Trotzdem sind die Feuilletons der überregionalen Zeitungen und besonders die Zeitschriften „Theater heute“, „Die Deutsche Bühne“ und „Theater der Zeit“ weiterhin unverzichtbar. Deren oft umfangreiche Rezensionen und Inszenierungsvergleiche, ihre Porträts von Schauspielern und Regisseuren und die Themenhefte würden den Rahmen von „Nachtkritik“ sprengen. Andererseits hat das Online-Angebot den anderen Publikationen die aktuelle Diskussion weithin abgenommen. Als etwa die Regisseurin Anna Bergmann kürzlich in der „Süddeutschen Zeitung“ den Umgang der Stadttheater mit jungen Regisseuren beklagte, fand die Auseinandersetzung darüber nicht in der SZ statt, sondern in „Nachtkritik“.

Die Diskussionsbeiträge sind eine besondere Stärke von „Nachtkritik“, aber oft auch ein Stein des Anstoßes. Es wird heftig gestritten, meist jedoch sachkundig: über Inszenierungen, über Schauspieler, Regisseure und sogar über Kritiker (Gerhard Stadelmaier, FAZ), die nicht für „Nachtkritik“ schreiben, über theater- und kulturpolitische Themen, zuletzt besonders über die Hamburger Kulturpolitik nach dem Rücktritt von Friedrich Schirmer, dem Intendanten des Deutschen Schauspielhauses. Die Theaterleute kommen dabei nicht immer gut weg.

Da wie im Internet üblich die meisten Kommentare anonym sind, weiß man oft nicht, ob hier Profis das eigene Theater loben und die Konkurrenz nieder machen. „Nachtkritik“ versteht sich als offenes Forum, ohne Registrierung. Am Anfang wurde alles sofort freigeschaltet. „Wir haben auch Fehler gemacht“, sagt der verantwortliche Redakteur Merck. Seit dem Frühjahr 2010 greift die Redaktion stärker ein, streicht Beleidigungen, setzt in Blogs auch eigene Diskussionsthemen. Trotzdem ist der Ton immer noch scharf genug. Gegen Selbstdarsteller ist die Redaktion machtlos.

Wilhelm Roth

IMPRESSUM

Herausgeber und Verlag:
Gemeinschaftswerk der Evang.
Publizistik (GEP) gGmbH in
Frankfurt am Main.
GEP-Direktor: Jörg Bollmann
Verlagsleiter: Frank Hintze

Chefredakteur der epd-Zentralredaktion:
Dr. Thomas Schiller
epd medien: Diemut Roether (Verantw.
Redakteurin), Michael Ridder, Ellen Nebel

Erscheinungsweise: zweimal
wöchentlich. Monatsabonnement:
66 Euro inkl. MWSt, im Ausland
exkl. MWSt zuzüglich Versand.
Nachdruck nur mit Vertrag. Druck:
druckhaus köthen

Emil-von-Behring-Straße 3
Briefe: Postfach 50 05 50
60394 Frankfurt am Main
Telefon (069) 5 80 98-209
Telefax (069) 5 80 98-261
E-Mail: medien@epd.de
kundenservice@epd.de

Selten ein Mensch

Bella Fromm und die verführerische Nähe zur Politik / Von Nea Matzen

epd Sie hatte hervorragende Kontakte. Prominente und Politiker nebst Gattinnen kamen zu ihren Cocktailpartys, und sie hatte einen Namen in den Zeitungen der deutschen Hauptstadt. Aber geholfen hat es Bella Fromm nicht. Als die Nationalsozialisten 1933 an die Macht kamen, setzten sich einige wenige einflussreiche Männer und Frauen für die Gesellschaftsreporterin ein, andere ließen sie fallen. Die eben noch hofierte Reporterin der Berliner Gesellschaft, wie die High Society in der Weimarer Republik genannt wurde, war plötzlich Ausgestoßene mit Berufsverbot.

Bella Fromm stammte aus einer gutbürgerlichen jüdischen Familie. Mit wachsendem Entsetzen erlebte sie mit, wie mehr und mehr Freunde und Bekannte das Hakenkreuz am Revers trugen. Ihre Beobachtungen aus dieser Zeit hat sie in ihrem Buch „Blood and Banquets. A Berlin Social Diary 1933-1938“ veröffentlicht, in den USA der 1940er Jahre ein Bestseller. Erst 1938 ging sie ins Exil in die USA. Ihre Tochter Gonny konnte sie 1934 bereits mit Hilfe ihrer beruflichen Kontakte – vor allem die zum ehemaligen US-Generalkonsul in Berlin, George S. Messersmith – dorthin in Sicherheit bringen.

Die Berliner Gesellschaft

Fromm war erst wenige Jahre als Journalistin tätig, als die Nazis, letztendlich Joseph Goebbels persönlich, ihre Karriere abrupt beendeten. Die Kitzingerin war 1911 nach ihrer ersten Heirat mit Anfang zwanzig nach Berlin gezogen. Die Geschäfte der Familie ihres Mannes liefen bestens, und die junge Frau widmete sich der Führung ihres Haushalts, der Wohltätigkeit und ihren Hobbys wie zum Beispiel dem Reiten. Mit ihren eigenen Pferden, Strolch und Totila, ritt sie fast täglich im Grunewald aus

Sie baute in der Großstadt ihre Kontakte auf, die es ihr später ermöglichten, als Gesellschaftsreporterin zu arbeiten. Sie beschreibt in ihren Aufzeichnungen für „Blood and Banquets“, wie Helen von Carnap, die Ehefrau des ehemaligen kaiserlichen Haushofmeisters, sie in die Berliner Gesellschaft und vor allem in die adligen Kreise einführte. Durch die Inflation verlor Bella Fromm ihr geerbtes Vermögen. Die Familie besaß einen florierenden Weinhandel in Kitzingen.

Sie fing an, als Journalistin zu arbeiten: für die Lokalzeitung „Grunewald-Echo“, als Sportreporterin für das „12-Uhr-Blatt“ und die „Hamburger Zeitung“, als Gesellschaftsreporterin neben dem „12-Uhr-Blatt“ für

die Zeitschrift des Tennisclubs Rot-Weiß, den Berliner „Börsen-Courier“, die „Berliner Zeitung“ und die „Vossische Zeitung“. Die regelmäßige Kolumne Berliner Diplomaten in der „Vossischen Zeitung“ zeichnete sie mit ihrem Kürzel „b.fr.“.

Gesellschaftsreporterin

epd Die Journalistin Bella Fromm war in den 20er Jahren eine erfolgreiche Gesellschaftsreporterin in Berlin. 1934 traf die Jüdin das Berufsverbot der Nazis. 1938 ging sie ins Exil in die USA, wo sie 1943 das Buch „Blood and Banquets. A Social Diary“ veröffentlichte, in dem sie den Aufstieg der Nationalsozialisten an die Macht beschrieb. 1958 erhielt sie das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse der Bundesrepublik Deutschland für ihre Bemühungen um die deutsch-amerikanische Freundschaft. Auf Deutsch wurde ihr amerikanischer Bestseller erst 1993 unter dem Titel „Als Hitler mir die Hand küsste“ herausgebracht. Fromm starb am 9. Februar 1972 im Alter von 81 Jahren in New York. Unsere Autorin, Nea Matzen, schreibt ihre Doktorarbeit über Bella Fromm.

„Ich bin im Begriff, Journalistin zu werden. Meine internationalen und gesellschaftlichen Kontakte dürften mir dabei gute Dienste leisten“, heißt es in ihrem Bestseller „Blood and Banquets“, und ein paar Zeilen weiter: „Die Verbindungen aus meiner Jugend und der gute Name meiner Familie waren von unschätzbarem Wert.“ Hunderte Einladungen, die sie aufbewahrte, und Korrespondenz über Cocktailpartys und Abendessen bei ihr zu Hause in Berlin sowie Briefwechsel mit „Informanten“ – Menschen aus der Berliner Gesellschaft, die sie auf dem Laufenden hielten – zeugen davon, wie die „Society Lady“ Arbeit und Privatleben ineinander verwob. Sie bewahrte all diese Schriftstücke auf und überließ sie dem Howard Gotlieb Archival Center in Boston, das ihren kompletten Nachlass verwahrt.

Reporterin mit Sekretärinnen

Die Masse der Einladungen ist wirklich beeindruckend. Die Reporterin baute sich ein kleines Unternehmen als freie Journalistin auf: Häufig hatte sie mehrere Termine am Tag, zu denen sie mit ihrem eigenen Auto fuhr, das sie liebevoll „Mucki“ getauft hatte. Zeitweise unterstützten sie zwei Sekretärinnen. Sie legte sich mehrere Pseudonyme zu, um für verschiedene Zeitungen arbei-

ten zu können, und tauschte Informationen mit ihrer Kollegin Vera von Huhn aus, falls Veranstaltungen parallel stattfanden. So konnte jede zu einem Event fahren und trotzdem die jeweiligen Auftraggeber bedienen.

In Bella Fromms Zeitungsausschnittssammlung tauchen erste Berichte aus der Stadtzeitung „Der Berliner“ aus dem Herbst 1929 auf. Die Rubrik „Wer - war - wo?“ trifft im Titel ziemlich genau das hauptsächlich themenspektrum Bella Fromms in den folgenden Jahren.

Hier ein paar Beispiele: Lunch im Bristol ist en vogue – wer dort speist, Kehraus bei Carlotta Tauber-Vancondi – wer war dabei, Jahrestag der Türkischen Republik – wer saß neben wem beim Empfang des Botschafters, Prominente bei Otto Wolff in seinem zauberhaften Palais – wer trug was, Tanz zugunsten eines Kinderheimes im „Esplanade“ – welche Wohltäter und Wohltäterinnen ließen sich blicken. Es geht meist um mehr oder weniger private Feste bei den Reichen, Mächtigen und Prominenten der Stadt, offizielle Veranstaltungen der ausländischen Botschaften, die Ankunft neuer Botschafter (wie der Franzosen André François-Poncet und des Amerikaners Frederic M. Sackett), Homestorys über Berliner Persönlichkeiten, Wohltätigkeitsveranstaltungen sowie schicke Restaurants und Hotels.

Tee bei von Hindenburgs

Die Journalistin war keineswegs immer begeistert von ihrem beruflichen Alltag. In ihren Aufzeichnungen notierte sie: „Bälle, Einladungen zu Tees und Dinners jagen sich. Immer dasselbe – immer Leute, Leute, selten ein Mensch. Jede Botschafterin ist schön, jede Gesandtin elegant, jeder Botschafter klug, selbst wenn er blöd schaut wie Sir Horace. Ein ‚Getöns‘ wird um die Tees bei Margarethe v. Hindenburg gemacht, der ‚Hausfrau‘ im Präsidenten-Palais. Der alte Herr erscheint meist auf eine Viertelstunde, es ist spartanisch einfach und die ‚jungen Hindenburgs‘ sind denkbar unsympathisch. Und ich, ich muss begeistert berichten. Manchesmal könnte man kotzen.“ In ihrem Bestseller dagegen gibt es zahlreiche Passagen, in denen sie ihre Begeisterung für den Beruf, die Begegnungen mit wichtigen Leuten und ihre besondere Rolle als oft einzige Frau auf den Terminen beschreibt.

Dass ihre Informationen auf persönlichen Kontakten beruhten und ihr aus den Kreisen der High Society direkt zugetragen wurden, entspricht der heutigen Arbeitsweise von Gesellschaftsreportern bei Boulevardzeitungen und People-Magazinen. „Namensparaden“ nennt Hubert Treiber diese Darstellungsform im Journalismus, wobei der Gesellschaftsreporter den Namensparaden verdanke, dass er selbst einen Namen bekommen habe

durch „Anleihe beim Prestigekapital“. Dieses Phänomen ist durchaus auch für politische Berichtersteller vor allem in Hauptstädten als Problem beschrieben worden.

Die Formen und damit das Image des Gesellschaftsjournalismus haben sich nach dem Zweiten Weltkrieg gewandelt. Das ist vor allem auf eine Skandalisierung der Berichterstattung zurückzuführen, die mit nicht belegten Behauptungen und Paparazzi-Fotos Auflage zu steigern versucht. Einstweilige Verfügungen werden in vielen Fällen in Kauf genommen, um die exklusive Nachricht bzw. Behauptung zunächst einmal zu veröffentlichen.

Anders war das in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, als Gesellschaftsberichterstattung nicht mit den heute bekannten Methoden des Boulevardjournalismus wie Indiskretion und Bloßstellung betrieben wurde. Im Gegenteil, schreibt Peter de Mendelssohn in seinem Standardwerk „Zeitungsstadt Berlin“: Der Straßenverkauf der Zeitungen – zum Beispiel der „B.Z.“ – führte zunächst zu einer Verknappung der Nachricht, das heißt sie wurde von Kommentar und räsonierendem oder belletristischem Schnörkel befreit. Denn das erste Gebot war: Die Information musste schnell ins Blatt und dabei trotzdem stimmen.

Eingebettete Reporterin

Selbstverständlich war auch in der Weimarer Republik das Interesse am Leben der Politiker, Adligen, Reichen und Stars groß. Wer sich als Reporter oder Reporterin darauf spezialisierte, brachte sich in der Branche nicht in Misskredit, sondern „erschrieb“ sich einen Namen. Die Berichterstattung über die Gesellschaft existierte bereits im 19. Jahrhundert in zwei Formen – der kritischen (Skandal-)Berichterstattung und der freundlichen Hofberichterstattung. Journalisten und Journalistinnen, die sich wie Bella Fromm der zweiten Variante verschrieben, wurden quasi als Mitglieder dieser Kreise assoziiert. In Anlehnung an die Kriegsberichterstattung könnte man sagen, sie waren „embedded“.

Die Berliner Ärztin Hertha Nathorff, die 1939 ins amerikanische Exil floh, beschrieb Bella Fromm mit den Worten: „Sie hatte jeweils Beziehung zu höchsten Kreisen. Bella war eine ‚societylady‘, führte großes Haus in Berlin, sammelte auch hier (in New York, Anmerkung der Verfasserin) bedeutende Menschen aus ihren Kreisen um sich. (...) Wir waren sehr befreundet, aber klug bin ich trotzdem aus ihrer (polit.) Einstellung nicht geworden.“

Fromms hauptsächliches Augenmerk galt den diplomatischen Kreisen, die ihr Personal im Regelfall aus dem Adel rekrutierten. Die Weimarer Republik war jung und

die Abschaffung der Monarchie noch frisch. Tonangebend und stilprägend war nach 1918 immer noch die adlige Gesellschaft, in der die Trennung zwischen privat und öffentlich nicht in dem Maße wie im bürgerlichen Selbstverständnis postuliert wurde. Auch der Journalismus war noch nicht so weit verbürgerlicht, dass nur das dem Öffentlichen zugewiesene – Politik, Erwerbsarbeit, etablierte Kunst – als seriöse Themengrundlage galt und das Private automatisch dem Klatsch zugeordnet wurde.

Strahlende Sterne

Die Reporterin Bella Fromm war sich der Beschränktheit und Einseitigkeit ihrer journalistischen Tätigkeit bewusst. Die Wahrheit, die sie als Gesellschaftsreporterin nicht habe publizieren dürfen, habe sie in ihr Tagebuch geschrieben. In „Blood and Banquets“ ist dieser Entschluss so formuliert: „Als ich mein erstes Manuskript in die Redaktion brachte, sagte der Redakteur Dr. Misch: ‚Das ist bezaubernd, Bella, wirklich sehr bezaubernd, aber viel zu respektlos. Sie müssen noch viel lernen über gesellschaftliche Berichterstattung. Ein Gesellschaftsreporter schreibt nicht wirklichkeitstreu. Merken Sie sich einfach: Jede Botschaftergattin ist eine Schönheit. Jeder Gesandter ist ein exzellenter Politiker – tatsächlich der beste der Welt. Jeder Neuankömmling im diplomatischen Korps ist ein strahlender Stern des Auswärtigen Amtes seines Landes. Wenn Sie dies alles beachten, können Sie nicht viel falsch machen! Nun ja, das klingt nicht besonders angenehm. Ich habe eher eine Vorliebe dafür, geradeheraus zu sprechen. Von jetzt an muss ich mit doppelter Feder schreiben: eine Kolumne für die Öffentlichkeit und ein Tagebuch für das, was ich wirklich sehe und höre.“

Dr. Carl Misch (1896–1965) war vor seiner Emigration 1933 nach Frankreich und schließlich in die USA elf Jahre lang politischer Redakteur bei der „Vossischen Zeitung“, dem Renommierblatt des Ullstein-Verlags. Wie die Reporterin den Spagat zwischen dem, was sie sah und wie sie es wahrnahm, und dem, was sie veröffentlichen durfte, ausgehalten hat, ist schwer nachvollziehbar. Doch sie reüssierte und war Anfang der 30er Jahre bestens im Geschäft.

Arische Journalisten

Umso größer und unfassbarer war die Ausgrenzung durch die Nazis und ihre Anhänger. Noch bevor das Berufsverbot für jüdische Journalisten und Journalistinnen 1934 in Kraft trat, beeilten sich ganz Beflissene, ihre antisemitische Haltung in die Tat umzusetzen. Bereits am 15. November 1933 ging bei der „B.Z. am Mittag“ im Ullstein-Verlag folgendes Schreiben des Tennis-Clubs „Rot-Weiß“ ein: „Wir haben Veranlassung

Sie zu bitten, dass in Zukunft mit der Berichterstattung über gesellige Veranstaltungen unseres Klubs in Ihrem geschätzten Blatt nicht mehr, wie bisher, Frau Bella Steuermann-Fromm beauftragt wird. Der Klub ist mit der von dieser Dame geübten Berichterstattung in keiner Weise einverstanden. Im übrigen legen wir Wert darauf, dass, wenn über gesellige Veranstaltungen unseres Klubs Bericht erstattet wird, dies in Zukunft durch arische Journalisten geschieht, die soweit orientiert sind, dass Sie wissen, welche Persönlichkeiten im heutigen Staat und in der Gesellschaft die Bedeutung haben, dass sie verdienen, namentlich erwähnt zu werden. Mit deutschem Gruss, v. Gersdorff v. Montbé.“

Die Dankes- und Einladungsschreiben an die Berichterstatteerin Fromm waren zuckersüß gewesen – bis 1933. 1934 wurde Fromm wie alle jüdischen Journalisten und Journalistinnen von der nationalsozialistischen Regierung mit Schreibverbot belegt. Das Schriftleitergesetz wurde am 4. Oktober 1933 verabschiedet und trat am 1. Januar 1934 in Kraft. Trotz Interventionen des Ullstein-Verlages, persönlichen Schreiben des NS-Reichswehrministers Werner von Blomberg, einem überzeugten Hitler-Verehrer, und Vertretern des Auswärtigen Amtes gelang es Fromm nicht, eine Ausnahmeregelung für sich durchzusetzen.

Schleichender Sinneswandel

Der Leiter der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes, Gottfried Aschmann, vermerkte auf einem offiziellen Schreiben vom 10. Februar 1934: „Herr St. S. Funk teilte mir heute mit, dass Herr RM. Dr. Goebbels sich ein für alle mal gegen ihre Zulassung ausgesprochen hat. Herr Funk hat mich ermächtigt, Bella Fromm zu H. Jahncke zu schicken, damit ihr dieser die Entscheidung des RM. endgültig mitteilt. Aschmann 13/II“. Walther Funk war Staatssekretär im Propagandaministerium, Kurt Jahncke war der Leiter der Presseabteilung des Propagandaministeriums und hatte den Vorsitz der Reichspressekonferenz inne.

Ein Original Tagebuch, auf das Bella Fromm immer wieder Bezug nimmt, befindet sich nicht im Archiv in Boston. Bei dem mehrere Hundert Seiten umfassenden deutschen Manuskript in Tagebuchform handelt es sich entweder um eine Abschrift vom Original oder eine Rekonstruktion auf Grundlage von Erinnerungen und gesammelten Zeitungsartikeln. Es kann natürlich auch eine Mischung aus beidem sein. Dieses Konvolut an Notizen ist nicht die deutsche Fassung für den US-Bestseller. Er wurde auf Grundlage der von Bella Fromm gelieferten Informationen von Lyon Mearson, einem Autor von Broadway-Theaterstücken und Kriminalgeschichten, 1942 verfasst. Er erhielt 500 Dollar dafür.

Die Beobachtungen der „Society Reporterin“ sind tatsächlich aufschlussreich und waren für die US-amerikanische Bevölkerung spannend zu lesen. Vor allem der plötzliche oder schleichende Sinneswandel vieler Deutscher und die persönlichen Erfahrungen der Journalistin als Jüdin im NS-Staat sind ein bitteres Zeugnis aus den ersten Regierungsjahren der faschistischen Diktatur.

Die Flüchtlinge aus Hitler-Deutschland waren gefragte Augenzeugen in den USA – auch für die Regierung unter Theodore Roosevelt. Denn schließlich ging es darum, eine ganze Nation davon zu überzeugen, gegen Nazi-Deutschland weit weg auf der anderen Seite des Atlantiks Krieg zu führen. „War efforts“ werden diese Bemühungen noch heute genannt und viele Amerikaner mögen es nach wie vor nicht, wenn man von Propaganda in diesem Zusammenhang spricht. Denn schließlich ist der Zweite Weltkrieg auch als „The Good War“ – nach dem „Great War“ – in die Geschichte eingegangen.

Tagebuch oder Erinnerungen

Die ausführlichen Notizen, gesammelten Zeitungsausschnitte und lebhaften Erinnerungen der Berliner Gesellschaftsreporterin waren ein Glücksfall für die Aufklärungsarbeit in den USA. Das erkannten der „New-Times“-Journalist Frederick T. Birchall – Bella Fromm und er kannten sich aus Berlin – und Emery Reves, ein Publizist ungarischer Herkunft, der vor den Nationalsozialisten zunächst nach Frankreich und dann über Großbritannien in die USA geflohen war.

Bella Fromm war damals auf der Suche nach einem neuen beruflichen Wirkungsfeld, nachdem sie in New York als Handschuhschneiderin, Serviererin und Sekretärin den Lebensunterhalt für sich und ihren neuen Lebenspartner und späteren Mann (Peter Wolffheim, durch Adoption in den USA Welles) verdient hatte. Über die Artikelserie „Bella among the Nazis“, die unter ihrem Namen 1942 in der Zeitschrift „True Detective“ erschien, schrieb sie einer Freundin fast rechtfertigend, dass die Redaktion darauf bestanden habe, dass sie sehr persönliche Dinge erzähle. Sie fügte hinzu: „Olga, das geschah exakt an dem Tag, als ich gerade noch 1,45 Dollar in meinem Portemonnaie hatte. Ich unterschrieb glücklich.“

Für die Einordnung als historische Quelle ist der Unterschied selbstverständlich groß, ob es sich um ein Tagebuch oder um spätere Aufzeichnungen handelt. Für Bella Fromm legte das Buch den Grundstein für eine neue publizistische Karriere. Sie ging mit dem Bestseller auf Lesereise durch die USA. Als Lecturer verdiente sie fortan ihr Geld. Um für die Vorträge neues Material zu sammeln, reiste sie nach dem Ende des Krieges mehrfach nach Deutschland. Und sie schaffte es tatsächlich, in New York wieder zur „Society Lady“ zu werden.

Den Menschen die Augen öffnen

In den USA wurde Fromm zudem zu einer sensiblen politischen Beobachterin der alten und neuen Heimat. „Ich wünsche mir nur, dass ich einigen Menschen hier die Augen öffnen kann. Es sind noch so viele, die sich nicht überzeugen lassen, welche Gefahr die Nazis sind. Ich glaube, man kann gar nicht genug darüber schreiben, wie es anfing, sich verbreitete, sich weiter einfrass und endlich siegte, dieses schreckliche Nazi-Gift“, schrieb Bella Fromm 1942 an ihre Freundin Olga.

Und fast 30 Jahre später schrieb sie an ihren Kurator im Bostoner Archiv: „Ich habe die Lübkes gesehen – den Exbundespräsidenten und seine Frau, die ich verehere. Beide sagten mir im ersten Augenblick des Wiedersehens: Sie haben uns gewarnt in all den vergangenen Jahren – und jetzt haben wir die Rechtsextremen. Ich habe mit Freunden aus alten Zeiten gesprochen, jetzt im Rang eines Oberst in der deutschen Armee – keine Nazis – die sagten: ‚Wir fürchten bisher weder die Deutsche Nationale Partei noch die Kommunisten.‘ Ich griff sie an, erinnerte sie daran, dass das auch die Haltung 1931 und 1932 war. Sie sind blind und dumm.“

Mit dem als autobiografisch publizierten Buch und dem daraus resultierenden Bild von sich in der US-amerikanischen Öffentlichkeit schrieb Bella Fromm ihre eigene Geschichte quasi neu. Als Journalistin war sie nie wieder so erfolgreich wie in der Berliner Zeit, aber ihr publizistisches Werk im Exil war bei weitem wirkungsvoller. In Deutschland erschien die Übersetzung von „Blood and Banquets“ erst 1993 unter dem Titel „Als Hitler mir die Hand küsste“.

■ INLAND

3sat ab Februar 2011 mit neuem Programmschema

Fester Sendeplatz für Satire -
Längere Dokumentations-Strecken

Frankfurt a.M. (epd). **Der öffentlich-rechtliche Kultursender 3sat führt ein neues Programmschema ein, das mit einer klaren Gliederung besser auf Zuschauerbedürfnisse eingehen soll. Von Februar an 2011 gebe es am Montag um 20.15 Uhr einen festen Satire-Termin, sagte 3sat-Koordinator Daniel Fiedler am 29. September dem epd. Die Sendestrecke umfasse 75 Minuten und werde sowohl mit Eigenproduktionen wie „Olaf TV“ als auch mit Regelwiederholungen aus dem Programm von ARD und ZDF („Neues aus der Anstalt“, „Satire Gipfel“) gefüllt.**

„Olaf TV“ wird erstmals am 7. Oktober auf 3sat laufen. Laut Ankündigung des Senders behandelt der Comedian Olaf Schubert in der 30-minütigen Show „Inhalte, die Menschen berühren und selbst Tiere nicht kaltlassen dürften“. Es gehe darum, „das Kleine, das Versteckte, das vermeintlich Belanglose, das Übersehene sichtbar zu machen“.

Auch für Dokumentationen werde es künftig längere Sendestrecken mit derselben thematischen Richtung geben, sagte Fiedler. Der Hauptabend am Donnerstag werde sich beispielsweise der Zeitgeschichte widmen, am Freitag stehe das Thema Gesellschaft auf dem Programm, am Sonntag gehe es um die Natur. Am Nachmittag werde es ebenfalls längere Doku-Strecken geben. Montags, dienstags und mittwochs solle es von 13.15 Uhr bis 18.30 Uhr um die Themen Natur, fremde Kulturen und Kulturgeschichte gehen.

Eine Besonderheit in dem neuen Programmschema wird der späte Dienstagabend darstellen. Kurz vor 23 Uhr werde es einen Sendeplatz mit einer Länge von 105 Minuten geben, der sich einem bestimmten Thema widme. „Das kann vorproduziert werden, aber es gibt auch die Möglichkeit, auf aktuelle Ereignisse zu reagieren“, sagte Fiedler. Auch Live-Schaltungen und Diskussionen seien mögliche Elemente dieser Sendestrecke.

Die Schema-Änderungen wurden von den 3sat-Veranstaltern ZDF, ARD, ORF und Schweizer Fernsehen beschlossen. Der Zulieferungsanteil der einzelnen Sender bleibt nach Angaben des Koordinators gleich. ARD und ZDF steuerten jeweils 32,5 Prozent des Programms bei, der ORF 25 Prozent und das Schweizer Fernsehen zehn Prozent. „Es ist erfreulich, dass auch die kleineren 3sat-Partner sehr aktiv sind“, sagte Fiedler. So plane der

ORF ein Zukunftsmagazin mit dem Titel „Übermorgen“, das ab Februar sonntags um 17.30 Uhr laufen solle. Diese Sendung werde speziell für 3sat produziert.

Herzstück des Programms bleibt für Fiedler die tägliche Sendung „Kulturzeit“, die am 2. Oktober ihren 15. Geburtstag feiert und weiterhin „klassisches Feuilleton“ bieten soll. Es sei ein Alleinstellungsmerkmal von 3sat, dass jeden Tag eine Kultursendung live und aktuell produziert werde. Jeder der beteiligten Sender stelle einen Moderator. „Auf diese Weise kann man Themen auch über Ländergrenzen hinweg beobachten“, sagte Fiedler.

Im Jahr 2009 hatte 3sat mit 1,1 Prozent in Deutschland den höchsten Zuschauermarktanteil seit Gründung des Senders erzielt. In Österreich stieg der Marktanteil auf 1,9 Prozent, in der Schweiz auf 1,2 Prozent. *rid*

Private Radiosender wollen VPRT verlassen

Regiocast: Interessen zunehmend schwerer vereinbar

Berlin/Leipzig (epd). **Die Radioholding Regiocast wird zum Jahresende den Verband Privater Rundfunk und Telemedien (VPRT) verlassen. Die Regiocast habe sich zu einem überregionalen Radiounternehmen entwickelt dessen veränderte Interessenlage sich mit den Positionen des VPRT zunehmend schwerer vereinbaren lasse, sagte der Sprecher der Geschäftsführung, Erwin Linnenbach, dem epd am 30. September. Es handele sich um einen „normalen Vorgang“, mit Blick auf die Interessenvertretung regelmäßig die Frage nach den wesentlichen Zielen zu stellen.**

Man sei davon überzeugt, dass Radio eigene Interessenvertretungen braucht, um auf den dramatischen Medienwandel zu reagieren, sagte Linnenbach. „Wir bedauern die Austritte natürlich“, sagte VPRT-Vizepräsident Hans-Dieter Hillmoth dem epd am 1. Oktober. Jedoch sprächen gerade diese medialen Veränderungen für eine gemeinsame Vertretung der Interessen von Radio und TV auf regionaler und nationaler Ebene. „Wenn die Regiocast ihre medienpolitische Vertretung selbst übernehmen will, dann ist das natürlich ihr gutes Recht“, sagte Hillmoth. Der VPRT habe damit vielleicht auch die Chance, seine Vorstellungen noch klarer zu formulieren. Christophe Montague, Chef der französischen Radiogruppe NRJ, deren deutsche Sender den VPRT bereits im Juni verlassen hatten, hatte am 26. September bei „Spiegel Online“ kritisiert, dass das Radio im VPRT „immer hinten runter“ falle und

die Interessen des Privatfernsehens ständig im Vordergrund stünden. Hillmoth wies dies im Gespräch mit dem epd als „falsch und nicht belegbar“ zurück. Dieser Vorwurf sei in den vergangenen fünf Jahren weder in der jährlichen Radio-Mitgliederversammlung, weder im Radio-Vorstand noch durch schriftliche oder mündliche Äußerungen erhoben worden. „Im VPRT wurde früher immer mal wieder über eine eigene Radio- oder TV-Vertretung diskutiert“, sagte Hillmoth. Stets sei danach jedoch das weitere gemeinsame Vorgehen festgeschrieben worden. *meu*

Produzenten vereinbaren neue Vertragsbedingungen mit ZDF

Stärkere Erlösbeteiligung – Kommerzielle Video-on-Demand-Plattform

Berlin (epd). Nach der Einigung mit der ARD im vergangenen Dezember hat sich die Allianz Deutscher Produzenten nun auch mit dem ZDF auf neue Vertragsbedingungen für die Zusammenarbeit verständigt. Es sei eine „von beiden Seiten sehr positiv bewertetes Ergebnis“ gefunden worden, teilten die beiden Verhandlungspartner am 28. September in Berlin mit. Die Vereinbarung sieht unter anderem vor, die Produzenten stärker an den Erlösen von Auftragsproduktionen zu beteiligen und die Zahlungsbedingungen zu verbessern. Zudem wird der Aufbau einer gemeinsamen Plattform für die kommerzielle On-Demand-Verwertung erwägt.

In der Eckpunkte-Vereinbarung, die dem epd vorliegt, heißt es, die Parteien prüften für die Plattform insbesondere eine Partnerschaft, gegebenenfalls auch in einer gemeinsam zu gründenden Gesellschaft mit der Vermarktungstochter ZDF Enterprises. In diese könnten dann die nicht-exklusiven kommerziellen Video-on-Demand-Rechte eingebracht werden. Die Aufnahme weiterer Partner soll geprüft werden. „Sofern die gemeinsame Plattform nicht zustande kommt, werden die Parteien über die Erlösbeteiligung bei kommerzieller VoD Auswertung erneut verhandeln“, sieht die Vereinbarung weiter vor.

Das ZDF gewährt den Produzenten eine 16-Prozent-Beteiligung an den Bruttoerlösen von Auftragsproduktionen bei der Weiterverwertung in Pay-TV und Kino, im ausländischen TV, bei DVD-Verkäufen und Video-on-Demand-Angeboten abzüglich nachgewiesener Synchronisationskosten. Mit der ARD hatte sich die Allianz auf eine Beteiligung an den Nettoerlösen von 50 Prozent geeinigt (epd 96/09).

Der Senderverbund behielt sich damals eine Anpassung vor, sollte das ZDF geringere Höhen für die Erlösbeteiligung zugestehen. Nach Auskunft einer ARD-Sprecherin vom 30. September wird dies derzeit noch geprüft. Der stellvertretende Geschäftsführer der Produzentenallianz, Johannes Kreile, sagte dem epd am 29. September, er rechne nicht mit einer Anpassung der ARD, da beide Modelle durch den Brutto-Netto-Unterschied in der Praxis auf die gleiche Beteiligungshöhe hinausliefen.

Produzenten, die mit dem ZDF zusammenarbeiten, müssen nach der neuen Vereinbarung Bürgschaften nur für solche Vorauszahlungen erbringen, die insgesamt 300.000 Euro pro Produzent überschreiten. Damit liegt der bürgschaftsfrei gestellte Vorauszahlungsrahmen doppelt so hoch wie zuvor. Voraussetzung ist, dass der Produzent schon mehrere Jahre mit dem ZDF oder einer Landesrundfunkanstalt der ARD beanstandungsfrei zusammengearbeitet hat und über eine ausreichende Bonität verfügt.

Außerdem werden Zahlungen des ZDF an die Produzenten künftig früher fällig. 20 Prozent zahlen die Mainzer bei Vertragsabschluss, 40 Prozent bei Drehbeginn, 30 Prozent bei Rohschnitt und zehn Prozent bei Abnahme.

Gespräche mit Privatsendern

Das Eckpunkte-Papier gilt zunächst bis zum 31. März 2014. Rechtzeitig vor Ablauf der Geltungsdauer wollen die Parteien über eine Fortführung und etwaigen Anpassungsbedarf verhandeln. Die Produzentenallianz will nun auch Gespräche mit den Privatsendern führen. Einen konkreten Zeitplan dafür gebe es aber noch nicht, sagte der stellvertretende Geschäftsführer Kreile dem epd.

Die medienpolitische Sprecherin der Grünen-Bundestagsfraktion, Tabea Rößner, begrüßte die Pläne des ZDF, eine Video-on-Demand-Plattform einzurichten. „Der eigentliche Skandal ist im Rundfunkstaatsvertrag begründet, der es ARD und ZDF auf Druck von Verlegern und den Privatsendern nicht erlaubt, ihre Filme langfristig kostenlos in den Mediatheken anzubieten“, erklärte die Politikerin. Eine Video-on-Demand-Plattform sei deshalb die einzige Möglichkeit, den Zuschauern Filme langfristig online anzubieten. „Trotzdem ist das Angebot für das Publikum kaum nachvollziehbar, weil sie Filme schon mit ihren Gebühren gezahlt haben“, fügte Rößner hinzu. *tz*

Neumann hält an ermäßigter Mehrwertsteuer für Zeitungen fest

BDZV: „Deutliches Signal für zeitgemäße Rahmenbedingungen“

Hamburg (epd). Kulturstaatsminister Bernd Neumann (CDU) hält an dem ermäßigten Mehrwertsteuersatz für Zeitungen und Zeitschriften fest. Der ermäßigte Satz von sieben Prozent sei unverzichtbar, sagte Neumann am 28. September beim Distripress-Jahreskongress in Hamburg. Zeitungen und Zeitschriften müssten für jedermann erschwinglich bleiben. Sie setzten in Deutschland Themen, die den gesellschaftlichen und politischen Diskurs prägten. Distripress ist die Organisation zur Förderung des internationalen Pressevertriebs.

Der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger (BDZV) begrüßte Neumanns Position. „In Zeiten des Medienbruchs ist dies ein deutliches Signal für zeitgemäße Rahmenbedingungen, mit denen die Verlagshäuser eine zukunftsgerichtete Zeitungslandschaft gestalten können“, erklärte BDZV-Hauptgeschäftsführer Dietmar Wolff.

Neumann sagte, der Printbereich dürfe nicht gegen die digitalen Medien ausgespielt werden. „Wir brauchen die Presse auch im Zeitalter des Internets als demokratisches Leitmedium.“ Der ermäßigte Mehrwertsteuersatz für Druckerzeugnisse sichere zugleich auch die Konkurrenzfähigkeit und die kulturelle Vielfalt. In einem Gutachten für Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) hatten sich zuvor mehrere Wissenschaftler um Ashok Kaul von der Universität des Saarlandes für die Abschaffung der ermäßigten Mehrwertsteuersätze mit Ausnahme von Lebensmitteln ausgesprochen.

„Massive Wertungswidersprüche“

In dem Gutachten kritisieren die Forscher mit Blick auf die Ermäßigung bestimmter kultureller Leistungen, dass sich die derzeit gewählte Förderung „aufgrund massiver Wertungswidersprüche nicht widerspruchsfrei in das bestehende Rechtssystem“ einfüge. „Die Differenzierung zwischen befreiten kulturellen Dienstleistungen, lediglich ermäßigt zu steuernden kulturellen Dienstleistungen und zum Normalsatz zu steuernden Dienstleistungen auf kulturellem Gebiet ist streitanfällig.“ Auch bei der Lieferung und Vermietung von Druckerzeugnissen ergäben sich Abgrenzungsprobleme. Im Ergebnis erschienen die umsatzsteuerlichen Ermäßigungen „trotz der hohen Bedeutung der kulturellen Leistungen nicht als angemessenes Förderinstrument“.

Der Deutsche Kulturrat forderte die Politik zu einem klaren Bekenntnis zum ermäßigten Umsatzsteuersatz für die Kultur auf. „Die jetzt vorgelegte Analyse von Umsatzsteuerermäßigungen rein unter sozial-, wirtschafts-, steuer- und haushaltspolitischen Gesichtspunkten greift viel zu kurz“, erklärte Kulturrat-Geschäftsführer Olaf Zimmermann am 24. September in Berlin. Auch die kulturpolitischen Wirkungen müssten in die Analyse einfließen. Der ermäßigte Umsatzsteuersatz diene dazu, die Teilhabe an Kunst und Kultur breiten Schichten der Bevölkerung zu ermöglichen, und nutze der Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Kulturwirtschaft. *ele/tz*

CDU-Politiker Robra fordert Einfrieren der Rundfunkgebühr

Verweis auf Überlegungen des BBC Trust – Beermann will Funktionsauftrag eingrenzen

Magdeburg (epd). Der Chef der Staatskanzlei von Sachsen-Anhalt, Rainer Robra (CDU), fordert ein Einfrieren der Rundfunkgebühr auf dem heutigen Stand von 17,98 Euro pro Monat. Entsprechende Überlegungen bei der britischen BBC seien „ein gutes Beispiel auch für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk in Deutschland“, erklärte der Staatsminister am 30. September in Magdeburg. „Ich bin mir sicher, dass es bei ARD, ZDF und Deutschlandradio Potenzial für wirksame Einsparungen gibt.“

Der BBC Trust, das Aufsichtsgremium der öffentlich-rechtlichen Anstalt, hatte der britischen Regierung Mitte September empfohlen, die Rundfunkgebühr bis 2013 auf dem jetzigen Niveau von umgerechnet 170 Euro pro Jahr (14 Euro pro Monat) einzufrieren. Das gegenwärtige ökonomische Klima sei eine „außerordentliche Belastung“ für die Gebührenzahler, lautete die Begründung (epd 75/10). Nach dem ursprünglichen System soll die BBC pro Gebührenjahr eine Steigerung um zwei Prozent erhalten.

Auch der sächsische Staatskanzleichef Johannes Beermann (CDU) hat sich bereits für das Einfrieren der Rundfunkgebühr in Deutschland ausgesprochen. Nach seinen Vorstellungen sollen die Bundesländer notfalls den Grundversorgungsauftrag für die Sender so eingrenzen, dass der Wert von 17,98 Euro nicht überschritten wird. Beermann stellt unter anderem infrage, ob ARD und ZDF jeweils eigene Teams zu den Olympischen Spielen schicken müssen.

In der Rundfunkkommission der Bundesländer steht Sachsen der „Arbeitsgruppe Beitragsstabilität“ vor, die

sich mit der Frage befasst, was künftig zu den Aufgaben des öffentlich-rechtlichen Rundfunks gehören soll. Die Ministerpräsidenten hatten sich im Juni auf eine Reform der Gebührenmodells verständigt (epd 45/10). Künftig soll jeder Haushalt einen Beitrag zur Finanzierung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks leisten, unabhängig davon, ob ein Empfangsgerät vorhanden ist. Die Rundfunkbeiträge für Betriebe sollen gestaffelt werden.

Der Deutsche Journalisten-Verband (DJV) kritisierte die Aussagen Beermanns am 29. September als Eingriff in die Programmhoheit der Sender. „Die Politik würde ihre Kompetenzen überschreiten, wenn sie versuchen würde, Einfluss auf die Berichterstattung zu nehmen“, sagte der DJV-Bundesvorsitzende Michael Konken. ARD und ZDF seien kein Staatsfernsehen. *rid*

Frankfurter Societäts-Druckerei erhält neue Struktur

Gewerkschaften befürchten Tarifflicht und Personalabbau

Frankfurt a.M. (epd). **Mitarbeiter der Frankfurter Societäts-Druckerei und Gewerkschaften protestieren gegen die geplante Neustrukturierung des Unternehmens. Nach Angaben der Geschäftsführung werden künftig unter einer Holdinggesellschaft (Frankfurter Societät GmbH) die beiden Geschäftsfelder Verlag und Druck in getrennten Firmen betrieben. Die Beschäftigten in Druckerei und Verlag befürchteten den Verlust ihrer tariflichen Rechte und die Zerschlagung des Betriebsrats, teilte der ver.di Landesbezirk Hessen am 24. September in Frankfurt am Main mit.**

Die Geschäftsführung erklärte am 30. September auf epd-Anfrage, die Verlagsaktivitäten würden in die neue Frankfurter Societäts-Medien GmbH eingebracht, während die Druckerei weiterhin unter dem alten Firmennamen Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH firmieren werde. Die Arbeitsverhältnisse der rund 700 Mitarbeiter der heutigen Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH gingen auf die neuen Firmen über. Gesellschaftsrechtlich bleibt die Frankfurter Societät den Angaben zufolge als ein Teilkonzern unter dem Dach der Fazit-Stiftung bestehen. Die Frankfurter Societät GmbH halte jeweils 100 Prozent an der neuen Verlagsgesellschaft und an der neuen Druckgesellschaft. Weitergehend äußerte sich die Geschäftsführung auf Nachfrage nicht.

Ver.di und der Deutsche Journalisten-Verband (DJV) Hessen fordern, die Tarifbindung beizubehalten und

auf einen Personalabbau zu verzichten. Mittlerweile erscheine die Tarifbindung als ein Luxus, der aus Sicht vieler Verlage „unnötiger Ballast“ sei, erklärte der DJV am 3. September in Wiesbaden. Dass hiermit auch die Gefahr einer Verarmung der hessischen Tageszeitungslandschaft einhergehe, werde von den Verlegern anscheinend nicht mehr beachtet. „Die Tarifflicht eines so bedeutenden Verlagshauses werden wir nicht kampflos hinnehmen“, sagte der Leiter des ver.di-Fachbereichs Medien in Hessen, Manfred Moos.

Nach epd-Informationen ist für den Bereich Druckerei weiterhin eine Tarifbindung geplant. Für den Verlag und die Holding fehlt dagegen bislang eine solche Zusage, stattdessen gibt es Hinweise darauf, dass sich das Unternehmen hier nicht mehr tariflich binden will.

Die Frankfurter Societäts-Druckerei gibt die „Frankfurter Neue Presse“ sowie mehrere Anzeigenblätter heraus und ist in den Geschäftsfeldern Corporate Publishing, Buch und Internet aktiv. Zudem gehören die Anzeigenvermarktung RheinMainMedia und Druckereien in Mörfelden bei Frankfurt und Maisach bei München zum Unternehmen. 2009 erzielte der Konzern einen Umsatz von mehr als 150 Millionen Euro. Wie die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ befindet sich die Frankfurter Societäts-Druckerei im Mehrheitsbesitz der gemeinnützigen Fazit-Stiftung. *tz*

WDR gliedert Funkhaus Europa an Jugendwelle 1Live an

Beide Wellen sollen eigenständig bleiben - Gemeinsamer Studiokomplex

Köln (epd). **Die beiden Hörfunkprogramme 1Live und Funkhaus Europa des Westdeutschen Rundfunks (WDR) sollen organisatorisch verbunden werden. Ab dem 1. Januar 2011 werde das interkulturelle Integrationsprogramm Funkhaus Europa an den übergeordneten Programmbereich der jungen Welle 1Live angegliedert, sagte WDR-Sprecher Uwe-Jens Lindner dem epd am 28. September. Beide Wellen blieben mit ihren Wellenchefs jedoch eigenständig. Bislang gehört Funkhaus Europa organisatorisch zur Wortwelle WDR5.**

In erster Linie erwarte der WDR von der Kooperation inhaltliche Effekte. „In beiden Programmen geht es um die großen Themen Jugend, Bildung und Integration“, sagte Lindner. Während 1Live eine wachsende Anzahl von Hörern mit sogenanntem Migrationshintergrund verzeichne, habe Funkhaus Europa als Weltmusiksender vor allem eine multikulturelle, urbane Zuhörerschaft.

Bislang seien aber weder gemeinsame Sendungen noch ein Austausch von Beiträgen konkret geplant, sagte Lindner.

Die Sender werden in Zukunft räumlich unter einem Dach organisiert sein. Der WDR richtet derzeit in seinem ehemaligen EDV-Haus an der Breiten Straße in der Kölner Innenstadt ein gemeinsames Studiozentrum ein. Während Funkhaus Europa die Räumlichkeiten bereits Anfang Oktober bezieht, soll 1Live erst im Jahr 2012 folgen.

Die Jugendwelle sendet seit Anfang 1997 aus dem Kölner Mediapark, und ist dort mittlerweile neben dem Privatsender Radio Köln einer der letzten originären Medienbetriebe. Nachdem der TV-Musiksender VIVA im Jahr 2003 weggezogen war, folgte Anfang August 2010 der Musikkonzern EMI.

Laut WDR-Geschäftsbericht für das Jahr 2009 sieht das neue Standortkonzept der Rundfunkanstalt künftig drei Hörfunkhäuser in der Kölner Innenstadt vor: Neben dem EDV-Haus, dem neuen Sitz von 1Live und Funkhaus Europa, soll in den „WDR-Arkaden“ an der Nord-Südfahrt als „Newshaus“ die aktuelle und im Funkhaus am Wallraffplatz die kulturelle Berichterstattung untergebracht sein. So würden nicht nur die unterschiedlichen Hörfunkbereiche räumlich konzentriert, sondern auch Direktionen neu geordnet. Der WDR verspricht sich von dieser Maßnahme, bei der laut Geschäftsbericht insgesamt 1.800 Mitarbeiter ihren Arbeitsort wechseln werden, „optimierte Arbeitsabläufe“. *meu*

Magazine „chrismon“ und „zeitzeichen“ feiern 10. Geburtstag

Unterschiedliche Leserschichten – Brummer: Finanzierung von „chrismon“ bleibt prekär

Frankfurt a.M. (epd). Die evangelischen Magazine „chrismon“ und „zeitzeichen“ feiern in diesem Oktober ihren 10. Geburtstag. „Chrismon“ finde gerade dann Gehör, „wenn es auch einmal aus dem breiten Strom dessen ausbricht, was als politisch korrekt gilt“, schreibt Wolfgang Huber, der frühere Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), in einem Jubiläumsbeitrag für die Oktober-Ausgabe. Derzeit hat das Blatt eine Reichweite von gut 850.000 Lesern.

Das Monatsmagazin „chrismon“ war aus der evangelischen Wochenzeitung „Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt“ hervorgegangen, die im Oktober 2000 nach 52 Jahren eingestellt wurde (epd 73, 97/2000). Nach

kontroversen Debatten hatte die EKD-Synode 1999 entschieden, für zunächst fünf Jahre ein Magazin-Konzept zu testen. Mittlerweile ist „chrismon“ für die EKD kein Projekt mehr, sondern unverzichtbarer Bestandteil der evangelischen Publizistik. Das Magazin erscheint als Beilage in „Die Zeit“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, „Mitteldeutsche Zeitung“, „Schweriner Volkszeitung“, „Süddeutsche Zeitung“ und „Der Tagesspiegel“ mit „Potsdamer Neueste Nachrichten“. In einer erweiterten Form kann es auch abonniert werden („chrismon plus“).

Chefredakteur Arnd Brummer sagte dem epd, die Leser von „chrismon“ goutierten insbesondere Artikel, die „individuelle Lebensakte“ beschrieben. Als Beispiel nannte er eine Reportage über einen Ehemann, der seine Frau niedergeschossen hatte, weil sie immer wieder fremdgegangen war. „Die beiden sind trotzdem zusammengeblieben, weil jeder zum anderen gesagt hat: Du bist die Liebe meines Lebens“, so Brummer.

Trotz der positiven Resonanz aus Leserschaft und Kirche bleibe die Finanzierung von „chrismon“ prekär, sagte Brummer. „Die vier Millionen Euro, die wir jährlich als Zuschuss von der EKD erhalten, reichen nicht.“ Deswegen habe man in den vergangenen Jahren das Anzeigengeschäft angekurbelt und die „edition chrismon“ mit Büchern und CDs gestartet. Im Jahr 2005 zog die Redaktion von Hamburg nach Frankfurt am Main um. Dort ist sie nun an das Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) angedockt, das unter anderem die Zentralredaktion des epd trägt.

Während „chrismon“ vor allem kirchenferne Leserschichten erreichen soll, versteht sich das im Abonnement vertriebene „zeitzeichen“ als bundesweites Diskussionsforum des Protestantismus. Die Redaktion von „zeitzeichen“ sitzt in Berlin. Bis zum Jahr 2000 hatte es drei ähnliche Publikationen gegeben: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“.

Der Neustart habe Einspareffekte für die Kirche gebracht, sagte der Chefredakteur von „zeitzeichen“, Helmut Kremers, dem epd. Nach der Fusion sei das Zuschussvolumen um 37 Prozent gesenkt worden. Die Zahl der Abonnenten liege seit einiger Zeit konstant bei 10.000, etwa 70 Prozent der Leser seien bei der Kirche angestellt. Es sei eine schwierige Aufgabe gewesen, die Profile der drei Blätter zu wahren und gleichzeitig etwas komplett Neues zu schaffen. Dies sei aber im Ganzen gut gelungen, weil „zeitzeichen“ die unterschiedlichen konfessionellen Positionen innerhalb des evangelischen Spektrums berücksichtige, so Kremers. *rid*

TV-Manager schätzen Zukunft des Fernsehens unterschiedlich ein

ZDF-Programmchef Bellut sieht Probleme für Öffentlich-Rechtliche

Berlin (epd). **TV-Macher sehen unterschiedliche Zukunftsperspektiven für das Fernsehen. „Ein äußerst verlässliches Nachrichtennetz und viel Sport werden dafür sorgen, dass das Fernsehen auch in den nächsten Jahren das Leitmedium bleibt“, sagte der ehemalige Programmchef des Ersten, Günter Struve, am 28. September in Berlin bei einer Vortragsveranstaltung der Produktionsgesellschaft UFA.**

Der Programmchef des ZDF, Thomas Bellut, sieht jedoch große Probleme auf die öffentlich-rechtlichen Sendern zukommen: „Eine komplette Revolution erwarte ich nicht. Aber es wird für uns immer schwieriger werden, Menschen mit anspruchsvollen Inhalten zu erreichen.“

Für Bellut stehen ARD und ZDF unter anderem vor der Herausforderung, in den eigenen Programmen noch das Thema Politik erfolgreich hochzuhängen. „Das Öffentlich-Rechtliche wird es sehr schwer haben, dem neuen Sehverhalten gerecht zu werden“, sagte Bellut mit Blick auf die zunehmenden Gewohnheit des Publikums, sich Sendungen und Filme im Internet selbst zusammenzustellen statt sich von etablierten Program-

men mit einem durchmischten Programmschema führen zu lassen.

Die Chefin der deutschen Sender von NBC Universal, Katharina Behrends, rechnet damit, dass die Fernsehnutzung sogar noch zunehmen wird: „Mit dem hochauflösenden HD-Fernsehen, später auch mit 3D, wird das Fernsehen einen großen Boom erfahren – und das auch bei jungen Leuten.“ Behrends, die vor allem Spartenkanäle betreibt, erwartet außerdem, dass sich die TV-Landschaft „weiter fragmentieren wird, um auf mehr spezielle Angebote zu setzen“.

Auch die Deutsche Telekom, die klassisches Fernsehen über das Internet verbreitet, will auf umfangreiche Spartenangebote setzen. Marketingchef Christian Illek erklärte dazu in Berlin, sein Unternehmen wolle dafür die interaktiven Möglichkeiten ausbauen, mit denen Zuschauer Einfluss auf das laufende Programm ausüben können.

Der langjährige ARD-Manager Struve, der heute freier Medienberater ist, glaubt dagegen im Wesentlichen an die Zukunft großer Sender. „Die Segmentierung der Fernsehlandschaft hat Deutschland noch nicht erreicht“, sagte Struve. Spartensender lebten noch immer vielfach davon, „das recyceln zu können, was zuvor in einem der Hauptsender gelaufen ist“. *dan*

■ PERSONALIEN

Berlin (epd). **Cord Dreyer** ist neues Vorstandsmitglied der **dapd media holding AG**. Der 48-Jährige ist bereits Geschäftsführer und Chefredakteur der Nachrichtenagentur dapd. Er unterstützt nun die bisherigen Vorstände Martin Vorderwülbecke und Peter Löw und soll die „strategische Neupositionierung“ der Agentur voranbringen. Im September hatte sich die dapd-Gruppe, die aus der Nachrichtenagentur ddp und dem ehemaligen deutschen Dienst der amerikanischen Nachrichtenagentur Associated Press (AP) hervorgegangen ist, als neue Vollagentur in Deutschland aufgestellt (epd 51/10). Außerdem hat

dapd nun einen dreiköpfigen Beirat, der die „journalistische Unabhängigkeit der Berichterstattung“ schützen soll. In dem Gremium sitzen der SPD-Politiker **Hans-Ulrich Klose**, der frühere ZDF-Intendant **Dieter Stolte** und der ehemalige Chefredakteur des „Bayernkurier“, **Wilfried Scharnagl**.

München/Rom (epd). Die **Erzdiözese München und Freising** und **Radio Vatikan** haben mit Bestürzung auf den überraschenden Tod des Journalisten **Ulrich Harprath** reagiert. Am 27. September war der Theologe und stellvertretende Direktor des Sankt Michaelsbundes (München) im Alter von 48 Jahren nach kurzer schwerer Krankheit

in einer Augsburger Klinik verstorben. Er hinterlässt Frau und drei Kinder. Der Generalvikar des Erzbischofs von München und Freising, Peter Beer, bezeichnete Harprath als einen „versierten Journalisten und Medienprofi“, der die kirchliche Medienarbeit mehr als zwei Jahrzehnte lang maßgeblich geprägt habe. Die deutschsprachige Redaktion von Radio Vatikan würdigte seine professionelle Arbeit im Dienst der Kirche. Harprath leitete seit 1999 die Abteilung Mediendienste des Sankt Michaelsbundes, die aus einer Fernseh-, einer Internet- und einer Radioredaktion besteht.

■ AUSLAND

Russische Staatsanwaltschaft identifiziert Estemirowa-Mörder

Fünf weitere Journalistenmorde sollen neu aufgerollt werden

Moskau (epd). Die russische Staatsanwaltschaft hat nach eigenen Angaben den Mörder der Menschenrechtsaktivistin und Journalistin Natalija Estemirowa identifiziert. Reporter ohne Grenzen zweifelt jedoch an der Aufklärung des Falls. „Grundsätzlich sind das gute Nachrichten. Doch diesen Ankündigungen müssen Taten folgen“, erklärte die Journalistenorganisation am 28. September. Derzeit bemüht sich Russland offenbar, durch positive Meldungen internationale Kritik zu entkräften. So kündigte die russische Generalstaatsanwaltschaft an, fünf Journalistenmorde neu aufzurollen, wie die Internetzeitung „gazeta.ru“ am 30. September berichtete.

Im Fall Estemirowa teilte der Chefermittler der russischen Staatsanwaltschaft, Alexander Bastrykin, nach Angaben von Reporter ohne Grenzen mit, die Beweise erlaubten eine eindeutige Identifizierung des Mörders der Journalistin. Die Polizei wisse, in welcher Republik der Verdächtige ansässig sei und erwarte eine Festnahme in den kommenden Tagen. Reporter ohne Grenzen kündigte daraufhin an, erst zufrieden zu sein, wenn eine Festnahme tatsächlich erfolgt ist und der Tatverdächtige vor Gericht gebracht wird. Die damals 51 Jahre alte Estemirowa war im Juli 2009 in der tschetschenischen Hauptstadt Grosny entführt und am Tag darauf in der benachbarten Republik Inguschetien erschossen aufgefunden worden (epd 56/09).

Bei den Taten, die die Justiz neu untersuchen will, handelt es sich um drei Mordfälle und zwei Fälle von schwerer Körperverletzung mit Todesfolge. Sie waren eigentlich bereits seit mehreren Jahren zu den Akten gelegt. Laut Generalstaatsanwaltschaft gibt es nach einem Treffen mit Vertretern des Komitees zum Schutz von Journalisten jedoch neue Informationen. „Ungeachtet der langen Zeit, die seit den Verbrechen vergangen ist, hat die Führung des Ermittlungskomitees entschieden, alles zu tun, um den wahren Grund für die Tode der Journalisten herauszufinden und die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen“, erklärte ein Sprecher der Staatsanwaltschaft. Genauere Angaben machte er nicht.

Das erste Opfer, der Chefredakteur der Zeitung „Nowy Reft“ im Ural, Eduard Markewitsch, wurde 2001 erschossen. Zuvor hatte er kritisch über die lokale Obrigkeit berichtet und daraufhin Drohanrufe erhalten.

Auch die Tode zweier Chefredakteure der Lokalzeitung „Togliatti-Rundschau“ will die Staatsanwaltschaft neu beleuchten. Waleri Iwanow war 2002 vor seinem Haus erschossen worden, Alexej Sidorow wurde eineinhalb Jahre später erstochen. Vor allem Iwanow hatte über Wirtschaftskriminalität geschrieben.

Klima der Straflosigkeit

Aufgerollt wird zudem ein Überfall auf die Korrespondentin der Lokalzeitung „Unsere Zeit“ in Rostow am Don, Natalja Skryl. Die Journalistin hatte Informationen über einen Machtkampf bei einem Metallkonzern gesammelt. Bevor sie das Material veröffentlichte, wurde sie 2002 zusammengeschlagen und erlag ihren Kopfverletzungen.

Der fünfte Fall betrifft den Korrespondenten der Tulaer Zeitung „Molodoi Kommunar“ Wagif Kotschetkow. Mehrere Täter schlugen ihn im Dezember 2005 zusammen, im Januar 2006 starb er im Krankenhaus.

Reporter ohne Grenzen listet Russland auf der aktuellen Rangliste zur Lage der Pressefreiheit weltweit auf Platz 153 von insgesamt 173 Staaten. Den Angaben zufolge sind seit dem Jahr 2000 mindestens 24 Journalisten ermordet worden. Menschenrechtler beklagen ein Klima der Straflosigkeit, international gerät Russland deswegen immer wieder in die Kritik. *tz/ab*

Mexiko: Präsident Calderon will Journalisten besser schützen

Kurzfristiger Aktionsplan vorgestellt – „Frühwarnsystem“ für Reporter

Mexiko-Stadt (epd). Mexikos konservativer Staatspräsident Felipe Calderon will künftig die Rechte der Journalisten besser schützen. „Wir weisen kategorisch alle Angriffe gegen Journalisten zurück, weil dies ein Angriff auf die demokratische Gesellschaft ist“, erklärte er am 22. September nach einem Treffen mit einer gemeinsamen Delegation des Committee to Protect Journalists und der Interamerikanischen Pressevereinigung in Mexiko-Stadt. Ein Aktionsplan, der innerhalb eines Monats umgesetzt werden soll, sieht unter anderem ein Frühwarnsystem für Reporter vor. Dadurch können sie sich künftig sofort an die Behörden wenden, wenn sie bedroht werden.

Außerdem ist die Gründung eines Rates vorgesehen, der die Ursachen hinter den Angriffen auf die Journalisten erforschen soll. Hinzu kämen Gesetzesreformen und ein Informationspaket über „bestes Verhalten“ im

Journalismus, teilte die Präsidentschaftskanzlei mit. Unter anderem soll ein Gesetzespaket verabschiedet werden, das die Angriffe auf die Journalisten zu einem „Bundesverbrechen“ erklärt.

Die regionalen Behörden der mexikanischen Bundesstaaten, die bisher für die Verbrechen an Journalisten zuständig sind, unterliegen oft dem Druck der Drogenkartelle und der damit verbundenen Korruption. Calderon hatte bereits im Jahr 2008 ein entsprechendes Gesetzespaket ins Bundesparlament eingebracht. Dort wurde es aber bisher nicht verabschiedet.

Die Gewalt gegen Journalisten war dramatisch gestiegen, als Calderon nach seiner Amtsübernahme im Dezember 2006 einen Krieg gegen die mexikanischen Drogenkartelle begonnen hatte. Während die Gewalt sich ursprünglich auf die nördlichen Bundesstaaten an der Grenze zur USA beschränkte, hat sie sich inzwischen auf das gesamte Land ausgedehnt (epd 78/09).

Calderon gab am 22. September auch die Verhaftung eines Verdächtigen bekannt, der an der Ermordung von Armando Rodriguez Carreon - eines führenden Reporters der Tageszeitung „El Diario“ in der nordmexikanischen Metropole Ciudad de Juarez - beteiligt gewesen sein soll. Wie Generalstaatsanwalt Arturo Chavez erklärte, soll die Berichterstattung über den Drogenhandel zwischen Mexiko und USA das Mordmotiv gewesen sein.

Aufsehenerregender Leitartikel

Aufsehen erregte „El Diario“ am 19. September erneut mit einem Leitartikel, in dem sich die Zeitung nach der Ermordung ihres 21-jährigen Bildreporters Luis Carlos Santiago Orozco direkt an die „sehr geehrten Herrn“ wandte, die um die „Vorherrschaft in Ciudad Juarez“ kämpfen. „Wir möchten gerne wissen, was wir Ihrer Meinung nach veröffentlichen oder nicht veröffentlichen sollen“, hieß es in dem provokanten Schreiben auf der Titelseite der führenden Tageszeitung im nordmexikanischen Bundesstaat Chihuahua. Das sei „keine Kapitulation“, sondern es gehe vielmehr darum, einen „Waffenstillstand mit denen zu schließen, die in unserer Stadt ihre Gesetze mit Gewalt durchgesetzt haben“.

„Wir wollen keine weiteren Toten“, appellierte die viertgrößte mexikanische Tageszeitung, die auch in der texanischen Grenzstadt El Paso erscheint, an die Kartelle. Regierungssprecher Alejandro Poire wies daraufhin in

Mexiko-Stadt jegliche Art von Verhandlungen mit den „Kriminellen“ zurück. Das sei „in keinster Weise angemessen“, erklärte er. ebe

USA: Kritik an Zusammenarbeit von Republikanern mit Fox

Mögliche Präsidentschaftskandidaten exklusiv bei Murdoch unter Vertrag

Washington (epd). **In den USA läuft eine Debatte darüber, dass viele potenzielle Präsidentschaftsanwärter der Republikaner bei Rupert Murdochs TV-Sender Fox exklusiv unter Vertrag sind. Die Politiker, die als Moderatoren und Kommentatoren bezahlt werden, dürften ihre Ideen verbreiten und müssten sich keinen kritischen Fragen stellen, monieren Medienkritiker und Journalisten. Der neue US-Präsident wird im November 2012 gewählt.**

Unter den republikanischen Politikern, die für Fox arbeiten, sind Ex-Vizepräsidentschaftskandidatin Sarah Palin, Ex-Senator Rick Santorum, der Ex-Gouverneur und Präsidentschaftskandidat Mike Huckabee, der ehemalige Sprecher des US-Repräsentantenhauses Newt Gingrich sowie der frühere UNO-Botschafter John Bolton. Der Verband „Media Matters“ hat nachgezählt: Von Januar bis September 2010 traten diese Politiker 269 Mal bei Fox auf (Huckabee 96, Santorum 52, Gingrich 48, Palin 37 und Bolton 36 Mal) und nur sechs Mal bei anderen Networks. Lediglich ein bedeutender republikanischer Anwärter, Mitt Romney, wird nicht vom konservativen Fox bezahlt.

Sarah Palin gab der konservativen republikanischen Senatskandidatin Christine O'Donnell via Fox-News den Rat: „Sprich zum amerikanischen Volk. Sprich über Fox.“ Die Pressestelle des Senders teilte mit, die Politiker blieben unter Vertrag, bis sie ihre Präsidentschaftskandidaturen offiziell bekanntmachten.

US-Präsident Barack Obama äußerte sich unterdessen in einem „Rolling Stone“-Interview zu Fox. Es gebe in den USA die Tradition des objektiven Journalismus und des parteiergreifenden Journalismus, erklärte er. Fox vertrete Ansichten, die der amerikanischen Mittelklasse und der Nation schaden. Aber letztlich komme es „Herrn Murdoch vor allem darauf an, dass Fox sehr erfolgreich ist“, sagte Obama. ege

■ KRITIK

Bittere Erinnerungen

„Vor dem Spiel - nach dem Spiel. Wahlkampfversprechen und was daraus wurde“, Autor: Walter van Rossum, Regie: Susanne Krings, Redaktion: Karin Beindorff, Produktion: Deutschlandfunk (DLF, 21.9.10, 19.15-20.00 Uhr)

epd Statt dass Politiker Politik machen, wabere alles nur dahin, sagt Willy Wimmer. Der Mann saß bis 2009 33 Jahre lang für die CDU im Deutschen Bundestag. Im Politikbetrieb würden heute Girlanden geschwungen und Beliebtheitswettbewerbe ausgetragen, meint er. Das könne doch nicht jene Demokratie sein, die einst den Leuten in der DDR als leuchtendes Vorbild angepriesen wurde. Was für ein Gedanke zum 20. Jahrestag des Mauerfalls.

Es gibt Dinge, an die will man sich eigentlich gar nicht erinnern. Und es gibt Dinge, an die sollte man sich erinnern. Erinnert werden. Zum Beispiel an den äußerst langweiligen Wahlkampf im Vorfeld der letztjährigen Bundestagswahl. An all die Wahlkampfversprechen und die langwierigen Koalitionsverhandlungen der schwarz-gelben Regierung, obwohl zuvor bei dieser Koalition von den größtmöglichen Schnittmengen die Rede war.

Zwölf Monate nach dem Ende der Großen Koalition ist allseits bekannt, dass diese Republik nicht nur eine in vielen Teilen heillos zerstrittene Regierung hat, sondern auch einen zurückgetretenen Bundespräsidenten und zwei zurückgetretene Ministerpräsidenten aus dem eigenen Lager, ungeklärte Debatten über Bildung, Hartz IV und den Afghanistaneinsatz sowie ein höchst umstrittenes Gesetz zur Wachstumsbeschleunigung.

Walter van Rossum hat diesen Schlamassel aufgearbeitet und konfrontiert seine Hörer direkt zu Anfang des Features „Vor dem Spiel - nach dem Spiel“ mit einer bitteren Vermutung dazu, worauf sich die Politik heute reduziert zu haben scheint: ein Spiel. Dafür zitiert er unterlegt mit heroisch überzeichneter Hollywood-Musik die Wahlwerbung der CDU (oder war es doch die FDP...?), um sie gleich darauf als beliebig und profillos zu entlarven. Gestandene Herren, die es wissen müssten, lässt er daraufhin raten, um wessen Wahlprogramm es sich da handeln könnte.

So vermutet etwa Albrecht Müller, ehemals Leiter des Planungsstabs im Kanzleramt unter Willy Brandt und Helmut Schmidt, die CDU hinter den hehren Versprechen. Der Wirtschaftswissenschaftler Rudolf Hickel kann sich auch vorstellen, dass Westerwelle „so etwas formuliert hat“. Und der Politikwissenschaftler Wolf-

gang Fach von der Uni Leipzig kommt gleich mit drei Parteien um die Ecke: den modernen Grünen, der SPD und der CDU.

Eine Ein-Jahres-Bilanz zur Politik mit dem üblichen Schuss Polemik ins Radio zu bringen, ist an sich keine große Sache. Doch warum hat es diesmal beim Anhören so geschmerzt? Vielleicht lag es an den Fakten, die da wieder hochkamen: Fast 30 Prozent der Wähler sind nicht zur Wahl gegangen. Warum sollten sie auch, bei diesem „einheitlichen Mischmasch“, fragt CDU-Mann Wimmer. Als eines der ersten Gesetze wurde das Wachstumsbeschleunigungsgesetz auf den Weg gebracht. Wie man gesehen habe, sei alles beschleunigt worden, „nur nicht das Wachstum“, äußert sich Hickel süffisant.

Van Rossums Feature lebt von solchen Gegenschnitten. Es muss ihm großen Spaß und zugleich große Sorgen bereitet haben, all die O-Töne und einzigartigen Zeugnisse des politischen Hin und Hers durchzuhören. Da reden Politiker in Talkrunden wie die Schuljungen durcheinander („Immer locker bleiben, Herr Niebel!“), treffen keine klaren Aussagen („Das komplette Programm ist verhandelbar“) und beschwichtigen, dass, wenn man ganz ehrlich sei, wir „eben ein ganz tolles Land“ seien. Man kann nur hoffen, dass Christian Wulff sich seine unbeholfene Aussage während des Wahlkampfes nicht noch einmal als Bundespräsident leistet.

Das Stück beackert in mehreren, nicht immer klar abgetrennten Blöcken die großen Themen der letzten zwölf Monate: Wahlkampf, den durch die Asiaten herbeigeführten Aufschwung, die Regulierung der Finanzmärkte, Bildung, soziale Gerechtigkeit, den Afghanistaneinsatz und natürlich den ewigen Kampf um die sogenannte Mitte. Also irgendwie alles.

Mit dieser schier Fülle illustriert van Rossum beeindruckend die An- und Überforderung der Politik - und der Medien. Diese machten sich nach den Worten der Medienwissenschaftlerin Christina Holtz-Bacha sehr stark abhängig von dem, was ihnen von der Politik geboten wird. Ob Hape Kerkeling in seiner Rolle als Horst Schlämmer für diese Illustration wirklich nötig war, ist wohl eine Geschmacksfrage.

Bei aller Schadenfreude nimmt das Feature auf der Zielgerade eine ernste Wendung und kommt zu seiner zentralen Aussage: Die Politik an sich findet nicht mehr statt. Reale Entscheidungen, so der Politikwissenschaftler Fach, würden nicht mehr im Licht der Öffentlichkeit gefällt. Es handele sich um Inszernierungen. Nicht zufällig ist Karl-Theodor zu Guttenberg der Deutschen liebster Politiker.

Martin Meuthen

Viele offene Fragen

„Deckname Annett – Im Netz der Stasi“, Regie und Buch: Roland May, Kamera und Schnitt: Bethold Baula, Produktion: Ziegler Film (ZDF, 21.9.10, 20.15–21.00 Uhr)

epd Was für ein dummer Unsinn: Ziegler Film macht Ziegler Film Konkurrenz. In der ARD läuft zur gleichen Zeit „Weißensee“, im ZDF diese Dokumentation, beide Sendungen haben die Stasi zum Thema. Der Tag der Deutschen Einheit naht, da wird in der Vergangenheit gewühlt, in der DDR. Und die ist dominiert von der Stasi, der Krake. Als wären alle DDR-Bürger Tag und Nacht herumgeschlichen, flüsternd, mit Angst im Genick die einen, und dann waren da die anderen, die von der Stasi. Aber wir sollten nicht vergessen, dass es da auch noch die „führende Macht der Partei“ gab, die bekam man im Alltag weitaus mehr zu spüren, in den Parteigrundorganisationen der Betriebe, auch in denen der Kultur. Manche dieser Genossen waren nicht durchweg fein in ihren Methoden und konnten großen Schaden anrichten, Karrieren komplett zerstören.

In dieser Dokumentation von Roland May, die von den 50er Jahren handelt, geht es nicht nur um die Staatssicherheit, sondern auch um Spionage für westliche Geheimdienste. Das Ehepaar Rosel und Gerhardt Staude, damals sehr jung, sehr verliebt und frisch verheiratet, wird durch Gerhardts Chef in Gefahr gebracht. Kurt König, Inhaber eines Radiogeschäftes in Leipzig, spioniert für den Westen. Auf seinen Reisen begleiten ihn häufig seine Geliebte Charlotte und ihr Sohn Bernd, damals etwa zwölf Jahre alt. Gerhardt ahnt, was sein Chef treibt, stellt ihn zur Rede, dieser bestätigt den Verdacht, aber Gerhardt verrät ihn nicht.

Dann wird König auf dem Weg nach Westberlin zusammen mit Charlotte verhaftet, Gerhardt in Leipzig nachts aus dem Bett geholt. Im Mai 1953 werden sie verurteilt: Kurt König zum Tode, Gerhardt Staude zu zwölf Jahren Gefängnis und Charlotte zu lebenslanglich. König wird am 3. Oktober 1953 hingerichtet. Rosel wird durch Erpressung zur Agentin der Stasi, später zur Doppelagentin mit Decknamen Annett, rettet sich 1955 mit ihrem kleinen Sohn in den Westen. Gerhardt wird 1957 entlassen und flieht nach Westberlin. Das Ehepaar lebt heute in Würzburg.

Eine hochinteressante Geschichte: Liebe, Verrat, Spionage, Kinderschicksale. Doch Roland May vertraut dieser Geschichte nicht. Es peppt sie auf mit Schnipseln von Spielszenen, in denen gnadenlos gedoppelt wird. Sie illustrieren sehr schlecht, was der Kommentartext sagt. Bettina Zimmermann spielt Rosel. Sie ist immer

schön geschminkt und gekleidet, ihre Miene bleibt stets gleich, leidend eben.

Dabei hat May in dem Ehepaar Staude und in Bernd wunderbare Zeitzeugen. Wie das Paar anfangs da sitzt auf dem großornamentigen Sofa, sie in großblumig gemustertem Kleid, beide fast kichernd, lachend, als sie sich erinnern, wie verliebt sie damals waren. Die Situation nach seiner Verhaftung, das Misstrauen gegen alle, auch nahe Verwandte. Heute sind die Staudes selbstbewusste Menschen, die sehr gut reflektieren können über sich und die Zeiten. Sie stellen ihre Verletzungen nicht aus, verdrängen sie aber auch nicht. „Spionage ist ein dreckiges Geschäft“, sagt Rosel.

Dann ist da noch der Historiker Jens Giesecke, der durch die Zeiten führt: Kalter Krieg, Berlin als Eldorado der Geheimdienste, Stalins Tod 1953, jährlich 180.000 Republikflüchtige. Seltsamerweise sagt er nichts über die Praxis der Todesstrafe in der DDR, wie lange es sie noch gab, wie sie durchgeführt wurde. Kurt König wurde mit dem Fallbeil hingerichtet.

Der Zuschauer stolpert bald über Widersprüche. Rosel, die nur von ihrem Mann weiß, dass sein Chef spioniert, erhält nach der Verhaftung beider Männer eine verschlüsselte Botschaft und damit ihren ersten Auftrag: Sie soll das Kind Bernd aus dem Kinderheim entführen, was sie auch macht. Wie kann sie diese Botschaft entschlüsseln ohne vorher eingeweiht zu sein? Wir hören von ihr, dass sie, als sie schon Stasiagentin ist, nahe Leipzig im Büro eines Güterbahnhofs gearbeitet hat und sich Truppenbewegungen merkte. Dann wird ein Dokument der Stasi eingeblendet, auf dem vermerkt ist, dass sie arbeitslos ist. Was denn nun? Spannungsheischend wird gesagt, dass sie sich, bevor sie sich in die US-Botschaft traut, drei Wochen in Westberlin versteckte. Warum denn?

In der Spielszene kauert Rosel ängstlich, ihren Sohn im Arm, an einer Litfaßsäule. Ein Auto nähert sich drohend, Männer springen heraus, auf sie zu, ein Wachposten schießt in die Luft, die Männer verduften. Die Schwiegermutter hatte sie gewarnt, dass die Stasi sie entführen will. Woher weiß die das?

Gerhardt Staude erhielt zwölf Jahre Gefängnis, davon saß er fünf Jahre ab. Warum diese „Milde“? Was geschah mit Charlotte, die lebenslang verurteilt wurde? Viele offene Fragen, die Roland May hätte klären müssen. Und er hätte auch, ohne das überflüssige Laientheater, genug Zeit gehabt, Fragen zu stellen, Zusammenhänge zu klären, mehr von der damaligen spannenden Historie mit hineinzunehmen. So ist er weder der Geschichte noch den Zeitzeugen gerecht geworden.

Renate Stinn

Immer die anderen

„45 Minuten – Der Kachelmann-Komplex“, Regie und Buch: Robert Bongen, Anika Giese, Anna Orth (NDR, 7.9.10, 22.35–23.20 Uhr)

epd Ohne Medien geht nichts. In manchen Fällen, von Kachelmann bis Sarrazin, sind die Ereignisse ohnehin nur noch in ihrer medialen Verfasstheit zu beurteilen. Wie aber berichten Medien über Medien? Da hat sich in den letzten Jahren ein Topos durchgesetzt, den man knapp so charakterisieren könnte: Die Medien sind immer die anderen. So war es beim Medienauftrieb beim Amoklauf von Winnenden, so war es im Fall Sarrazin und so ist es auch im Fall Kachelmann.

Nicht um die Schuldfrage sollte es in dieser Dokumentation gehen, sondern um den befremdlichen Tatbestand, dass vor dem Gerichtsverfahren bereits ein mediales Verfahren stattgefunden hat, vorneweg in der „Bild“-Zeitung, die sich ja ohnehin als eine Art öffentliches Gericht versteht. Die Autoren der Dokumentation gehen der Frage nach, welche Folgen das Medienspektakel hat. Sie können berichten, dass in Frauenhäusern vergewaltigte Frauen zunehmend zögern, vor Gericht zu gehen. Sie zeigen auch, dass in Verfahren wie diesem die Prozess-PR eine große Rolle spielt: Öffentlichkeitsarbeit als Dienstleistung von Anwälten, die sich ums Image vor allem von Prominenten kümmern und darum, dass vor allem die nützlichen Geschichten und die positiven Bilder die Öffentlichkeit erreichen.

Die Dokumentation „Der Kachelmann-Komplex“ aus der Reihe „45 Minuten“ spekuliert also nicht mit, sondern befasst sich mit dem Hintergrund. Trotzdem bleibt Unbehagen. Auch hier sind die Medien immer die anderen. Man sieht es schon an den Bildsequenzen. Immer wieder fährt die Kamera die Schlagzeilen der Boulevard-Presse ab, filmt Zeitschriftenseiten oder zeigt die Kameratrupps, wie sie hinter Kachelmanns Auto hinterherlaufen, um vielleicht noch ein Bild aus dem Rückfenster zu ergattern.

Ganz besonders absurd sind die Szenen, in der Journalisten vor dem Gefängnistor warten, RTL sogar in Live-Schaltung, bis Kachelmann aus der Tür kommt. Und ihnen dann prompt das Bild liefert, nämlich die freundschaftliche Umarmung des Gefängnisaufsehers, das alle Kameras dankbar aufnehmen und das dann Kachelmanns neuem Image zuarbeiten wird. Und der NDR oder ein anderer ARD-Sender haben das Bild nicht weiterverbreitet? Oder doch und dann: nach welchen Kriterien des Nachrichtenwerts?

Tatsächlich ist auch dieser Film, wie kritisch auch immer, an der Verfertigung von Medienbildern beteiligt. Er

verspricht im Titel vollmundig, etwas zu enthüllen, nämlich den Kachelmann-Komplex – dem Tonfall nach muss der fast so groß sein wie der militärisch-industrielle Komplex oder der medial-politische Komplex aus Gütersloh oder der Stasi-Meinhof-Komplex aus Hamburg. Aber die Autoren enthüllen nicht. Sie geißeln in bewährter Panorama-Manier den Boulevard, „Bild“ und die „Bunte“ natürlich, die heftig an Kachelmanns Vorverurteilung arbeiteten, gehen aber mit den seriösen Blättern viel sanfter um.

Dabei haben auch dort zwei Protagonistinnen durchaus teilgenommen an dem vorgerichtlichen Medientribunal, „Spiegel“-Reporterin Friedrichsen mit einer Kachelmann zugeneigten Darstellung des Falls, und die „Zeit“-Journalistin Sabine Rückert, die einen Justizskandal vermutet und gleich ein Dossier geschrieben hat. Haben öffentlich-rechtliche Fernsehsender sich an gar nichts beteiligt? Oder hat Das Erste nicht doch auch eine ziemlich bigotte Sendung von Anne Will gezeigt, die zwar angeblich nichts präjudizieren wollte, es aber de facto getan hat. Der „Süddeutsche“-Journalist Hans Leyendecker ist der einzige, der seinen Unmut darüber bekundet, dass sein Blatt im „SZ-Magazin“ mit Gesprächen mit Kachelmanns Ex-Frauen auch am großen Rad mit gedreht hat.

Dafür spricht der Film über andere Aspekte des Medienfalls Kachelmann nur wenig. Etwa über die Rolle der Staatsanwaltschaften, die in spektakulären Prozessen inzwischen sehr nach vorne drängen und die Medien in Anspruch nehmen, um sich und ihren Fall nach vorne zu spielen. Oder über „Bild“. Statt sich über dämliche Schlagzeilen zu empören, wäre es interessanter gewesen, die sehr geschickte Strategie des Blattes zu analysieren und zu zeigen, wie die Redaktion es anstellt, das Thema am Kochen zu halten und dabei alle möglichen Leserinteressen zu bedienen, einen Tag so und den anderen Tag anders.

Der Film geißelt erst die Aufregungen des Boulevards und ignoriert dann, dass der „Spiegel“, mit klarem Blick auf die Auflage, Kachelmann sofort in einem langen Interview Gelegenheit gab, an seinem öffentlichen Bild zu malen, aus dem dann wiederum alle anderen Medien zitierten – was sich möglicherweise im Gerichtssaal irgendwann auszahlen könnte.

Der Film macht selbst diese Umstände nicht wirklich transparent. Das hat auch ästhetische Folgen. Während der Kommentar darüber räsoniert, dass so viele Akten aus dem Verfahren in den Medien kursieren, filmt die Kamera im Stil eines Enthüllungsmagazins auf einem Tisch verstreute Ordner. Natürlich nicht die echten, sondern irgendwelche. Die sehen dann aber in ihrem kriminalfilmtauglichen Outfit aus, als wollte die Redak-

tion eben doch im medialen Spiel mitspielen, mitten im Geschehen sein. Als ob die Autoren Lust hätten, doch ein wenig in den Blättern herumzustöbern, um dem Zuschauer auch noch eine Geschichte aus dem Fall Kachelmann erzählen zu können.

Die Klägerin übrigens zeigt der Film immer verpixelt, wie sich das wegen des Persönlichkeitsschutzes auch gehört. Doch was soll man von einem Film halten, der zunächst sehr klar verurteilt, dass im Internet Persönlichkeitsrechte nicht geachtet und Name und Identität der Klägerin offengelegt werden - und der dann selbst einen Screenshot präsentiert, in dem Name und Mailadresse der Frau nachzulesen sind. *Fritz Wolf*

Vorzeige-Protagonisten

„die story: Beamte – Die andere Seite des Schreibtisches“, Regie und Buch: Eva Müller, Kamera: Jörg Fenske, Christa Fuchs (WDR, 20.9.10, 22.00–22.45 Uhr)

epd Beamte sind auch nur Menschen. Diese nicht allzu verblüffende Erkenntnis brachte WDR-Autorin Eva Müller mit von ihren Beobachtungen in drei nordrhein-westfälischen Behörden mit besonders brisantem „Kundenkontakt“. Im Jugendamt Gelsenkirchen, im Finanzamt Essen und im Arbeitsamt Köln traf sie Mitarbeiter, die sich sichtlich einfühlsam mit den Problemen ihrer Klientel auseinandersetzen und doch schnell an die Grenzen ihrer rechtlichen Möglichkeiten stoßen. Eine typische „Menschel-Geschichte“ also, die mit der näheren Betrachtung von Verwaltungshandeln und Ermessensspielräumen wenig zu tun hat.

Dafür folgt die Dokumentation umso mehr dem weitverbreiteten Motiv, die großen Dinge der Welt aufs Kleine, Persönliche herunterzubrechen. Das gelingt dem Beitrag mit Sympathieträgern wie Monika Meissner vom Jugendamt, die mit freundlichen, entschuldigenden Worten eine Viertelstunde lang vor der Wohnungstür einer Familie steht, die ihre Kinder vernachlässigen soll. Später, in der Dienstbesprechung, wird ein Kollege deutlicher. Die verwaahlte Wohnung, da würde er ein Neugeborenes gerne herausnehmen, auch wenn dessen Geschwister den Zustand schon gewohnt seien.

In der Ankündigung heißt es, es gebe viele Filme über Opfer und Einzelschicksale, nun solle nachgeschaut werden, „was die Mitarbeiter des Jugendamtes machen, bevor sie wieder im Fernsehen auftauchen, wenn spektakulär über verwaahlte Kinder berichtet wird“. Doch dann sind es doch wieder die bekannten Bilder. Der Kameramann, der im Treppenhaus warten muss, während

der Tonmann den Disput mit den Eltern aufzeichnet. Der Finanzbeamte, der fleißig Steuererklärungen durchblättert und sich der Einblicke in fremde Lebenswelten erfreut. Oder die freundliche Sachbearbeiterin der Arge Köln, die dem indischen Ratsuchenden, der nach seinem Studium arbeitslos ist, erklärt, sein Aufenthaltsstatus lasse keine Hilfe zu.

Es sind altbekannte Momentaufnahmen aus den gesellschaftlichen Randbereichen. Hinter die Kulissen der Daseinsverwaltung blickt die Autorin nur selten und erhascht eher zufällig Überraschendes. Zum Beispiel, dass im Essener Finanzamt schon um 6.45 Uhr die Hälfte der Mitarbeiter im Büro sind und viele gerne noch früher kämen, doch das wollen die Chefs nicht.

Ansonsten bleibt der Beitrag auf der Ebene klassischer Sozialreportagen, bei denen die Handelnden auf beiden Seiten etwas Schicksalhafteres an sich haben. Da wären zum Beispiel die beiden Vollstreckungsbeamten, die säumige Steuerzahler zuweilen auch in der Spätschicht nach 22 Uhr aufsuchen und bilanzieren: „Mich erschreckt keiner mehr.“ Oder der überforderte Vater, der der Frau vom Jugendamt sein Kind gleich zum Mitnehmen anbietet mit den Worten: „Das ist es doch, was Sie wollen!“

Es sind wieder einmal die kleinen und größeren Dramen des Sozialstaates, die hier mit immerhin diskreter Distanz der Kamera ausgeleuchtet werden. Es gibt Ungereimtheiten: Von den beiden Kindern, die jetzt wieder Kontakt zu ihrem Vater aufnehmen sollen, werden beim Gespräch nur die Füße gezeigt, dann aber nennt die Sozialarbeiterin den Nachnamen des Vaters.

Die Kinder sträuben sich, wollen ihren Vater nicht sehen. Das Jugendamt muss dennoch den Weg bahnen. Offensichtlich ist dies eine Folge der Neuregelung des Sorgerechts, was die Dokumentation aber nicht erwähnt. Vielmehr nimmt die Kamera die Perspektive der Beamtin ein, die sich durch persönliche Krisen und mehr oder weniger glaubwürdige Aussagen einen Weg bahnen muss. Ein heikles Unterfangen. Interessant wäre gewesen, zu erfahren, wie sie ihren Berufsalltag bewältigt. So aber bleibt es bei der Beschreibung der Hürden und der Momentaufnahme aus dem Alltag.

Auch der Leiter des Essener Finanzamtes ist ein Sympathieträger. Er bietet als Service Beratungssprechstunden an und spart die dafür nötige Dienstzeit mit Hilfe von Computertechnik. Gütig, freundlich, hilfsbereit und gerecht - das Lob, das die Autorin ihren Vorzeige-Protagonisten spendiert, mag durchaus angemessen sein. Einen Einblick in verborgene Lebenswelten bot sie damit aber nicht. *Dieter Deul*

■ DOKUMENTATION

„Hanna folge Deinem Ehrgeiz“

Barbara Sichtermann über Frauenrollen in der Realität und im Fernsehen

epd Eine Tagung der Technischen Universität Berlin beschäftigte sich Anfang September mit der Chancengleichheit im fiktionalen Fernsehen. Unsere Autorin Barbara Sichtermann beschäftigte sich in ihrem Vortrag mit der Frage, warum in Fernsehserien und –filmen so selten Frauen gezeigt werden, die technischen Berufen nachgehen. Die Tagung „Don't think it's only entertainment“ wurde von der an der TU Berlin angesiedelten Initiative „Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft, Technologie und Chancengleichheit in fiktionalen Formaten“ (MIN-TiFF) organisiert. Wir dokumentieren den Vortrag von Barbara Sichtermann mit freundlicher Genehmigung der Autorin und der Veranstalterinnen.

Mein erstes prägendes theatrales Medienerlebnis war „Peterchens Mondfahrt“, das Weihnachtsmärchen am Stadttheater Kiel. Es sind ja zwei Kinder, die in dieser abenteuerlichen Fabel abheben, ein Junge und ein Mädchen. Dass nur der Junge im Titel genannt wird, stieß mir damals nicht weiter auf. Denn ich wollte nicht wie Peterchen sein und auch nicht wie seine Schwester Anneliese – ich wollte jemand werden, der oder die sich solche Theaterstücke ausdenkt. Als ich später Pippi Langstrumpf las, wollte ich auch nicht wie die Heldin sein, sondern ich wollte jemand werden, die solche Bücher schreibt.

Ganz so weit habe ich es nicht gebracht – aber den ursprünglichen Impuls, selbst die Bilder zu entwerfen, die da auf der Bühne oder in der Fantasie lesender Menschen Gestalt annehmen, den habe ich beibehalten. Und so bin ich schließlich Kritikerin geworden. Als Feministin hat mich die Auslassung von Anneliese im Titel des populären Kindermärchens dann doch mächtig gestört. „Don't think, it's only entertainment!“ Warum nicht: „Peterchen und Anneliese auf dem Mond“? oder gar: „Anneliese und Peterchen auf dem Mond“? Entlang einer so gerichteten Aufmerksamkeit entwickelte sich meine Laufbahn als Kritikerin, und da mich die populären Medien und Formate immer besonders interessierten, kam ich zur Fernsehkritik.

Ich muss zugeben, dass ich mich die ersten Jahre in dieser Funktion mit der feministischen Perspektive zurückhielt. Richtig ausgeholt habe ich erst in dem Buch „Frauen sehen besser aus“, das ich mit Andrea Kaiser zusammen geschrieben habe. Darin ging es um eine Gesamtbilanz: Wie haben sich Frauen in und mit

dem Medium bewähren können – ästhetisch, politisch, als Frontfrauen, als Führungskräfte, als Rollenvorbilder?

Diese Bilanz fiel gemischt aus, ich könnte auch sagen: ambivalent. Frauen hatten viel erreicht, aber nicht genug, und die Darstellung der Frauen im Fernsehen, besonders im fiktionalen Bereich, ließ eine Menge zu wünschen übrig. Es gab die emanzipierte Frau, aber sie wurde oft unglücklich. Es gab die traditionelle Frau, aber sie war eigentlich nicht mehr interessant. Es gab die berufstätige Frau, aber inszeniert wurde sie als Mensch auf der Suche nach Liebe. Und da stehen wir heute noch.

Jetzt zurück zu meiner Reserve gegenüber der feministischen Kritik in meinen beruflichen Anfängen. Im Grunde hätte man damals, in den 80ern, jeden Film, jede Talkrunde, jede Dokumentation und jede Unterhaltungsshow aus dieser Perspektive kritisieren können. Ich beließ es bei gelegentlichen Seitenhieben, weil ich damals noch Anhängerin der Spiegel-Theorie war, derzufolge die Realität von einem Medium wie dem Fernsehen gespiegelt wird, das Fernsehen also nichts dafür kann, wenn Frauen nicht aufsteigen und es auch nicht Aufgabe des Fernsehens ist, dafür zu werben, jedenfalls nicht in der Mehrzahl seiner Programme.

„Frauen als Heimchen“

Natürlich wusste ich, dass die Sache mit dem Spiegel nicht ganz wörtlich zu nehmen war, dass also niemals eine TV-Sendung, sei es aus dem Bereich des Journalismus oder der Fiktion, die Realität abbilden könne, wie sie eben ist, weil es eine solcherart gestaltete Objektivität gar nicht gibt, denn die Blicke der Macher auf ihren Gegenstand sind eben immer subjektiv. Aber einiges war doch dran an der Sache mit dem Spiegel, und vom Massenmedium Fernsehen zu verlangen, Frauen so zu zeigen, wie sie womöglich, nach erfolgreicher Agitation von Feministinnen, in 20 Jahren sein würden, erschien mir als verstiegen, als unangemessen. Das bedeutete aber nicht, dass ich die Charakterisierung von Frauen als Heimchen, z.B. in einer Serie, unkommentiert lassen würde. Aber es bedeutete den Verzicht auf Zumessung einer Avantgarde-Funktion des Mediums bei Rollentwürfen für Frauen.

Bis ich eines Tages in einem Möbel-Designer-Laden einen ganz besonderen Spiegel entdeckte. Es war ein

Spiegel mit einem Knick. In der unteren Hälfte des mannshohen Teils war eine Art Keil eingearbeitet, ebenfalls aus Spiegelglas, aber dieser Knick in der Optik des Spiegels reflektierte nicht, was vor ihm lag, sondern was sich neben und unter ihm abzeichnete, oder – um die Metapher für unsere Zwecke zu differenzieren: die noch oder schon verborgene Realität der Zukunft oder der Vergangenheit.

„Knickbereich“

Für das Wohnutensil Spiegel war das nur ein Spaß, ein Akzent, eine kleine Unterbrechung der großen, glänzenden Fläche. Für den Versuch, das Verhältnis von Medien und Realität zu beschreiben, schien mir dieser Spiegel mit dem Knick sehr viel besser geeignet als ein herkömmlicher ungeknickter Spiegel. Medien können eben doch vorausschauen und reanimieren, sie können in den Zeiten springen, und sie haben die Möglichkeit – in ihrem Knickbereich, wenn ich das so sagen darf – die Utopie aufblitzen zu lassen. Also darf man sie auch härter kritisieren, wenn sie das über lange Fristen konstant verweigern.

Wir sprechen auf dieser Konferenz über die Möglichkeit, die Fernsehredaktionen haben, Stoffe zu entwickeln, in denen Frauen sich in neuen Tätigkeitsfeldern beweisen. Die MINT-Fächer (Mathe, Informatik, Naturwissenschaft und Technik) und die Berufsperspektiven, die sich nach ihrem Studium ergeben, sind so ein Feld, das als frauenfern gilt und deshalb auch relativ selten zum Bezugsfeld weiblichen Ehrgeizes wird. Das deutsche Fernsehen spiegelt diesen Zustand sozusagen knick-frei, es zeigt uns in Serien und Spielfilmen vorwiegend Frauen, die von Beruf Galeristinnen, Marketing-Fachfrauen, Designerinnen, Personalreferentinnen, Journalistinnen oder in den klassischen Frauenberufen wie Lehramt, Medizin oder Gastwirtschaft tätig sind. Eine Ausnahme sind die Kommissarinnen – diese erfreuliche Erscheinung muss ich hier leider außen vor lassen.

„Die Lebenswirklichkeit“

Ich möchte vorab noch ein wenig ausholen, um die Debatte auf eine breitere Basis zu stellen. Wenn wir uns unter Gender-Aspekt die Lebenswirklichkeit in unserer Welt angucken, erkennen wir (ich vereinfache):

These 1: Frauen sind auf Männer bezogen

These 2: Männer sind auf die Welt bezogen.

Differenzierung von These 1: Frauen sind auch auf Kinder, auf Familie im weiteren Sinn und auf die damit verbundene Alltäglichkeit bezogen, sowie auf wachsende Ausschnitte von Welt in den letzten Dekaden.

Differenzierung von These 2: In der Welt, auf die Männer bezogen sind, kommen auch Frauen vor.

Eine einfache Interpretation beider differenzierter Thesen lautet dann so: Das Lebensthema von Frauen ist der Mann bzw. die Liebe. Das Lebensthema von Männern ist die äußere Welt, bzw. das Zusammenleben und das Wetteifern mit anderen Männern. Im Leben von Frauen kommt auch Welt vor, dieses Leben wird sogar zunehmend welthaltiger, aber die Bezogenheit auf den Mann bleibt zentral. Im Leben von Männern kommt auch Familie vor, es heißt sogar, dass das Interesse der Männer an diesem Lebensbereich wächst. Sie brauchen dafür aber die vermittelnde Unterstützung einer Frau. Das also wäre das Szenario.

„Bezogenheit auf den Mann“

Was folgt daraus für das fiktionale und das unterhaltende Fernsehprogramm?

Wenn Fernsehen vom Knick her spiegeln will, also auch mal etwas Zukunftsträchtiges wagen, was die Frauenrollen betrifft, so muss es die wachsende Welthaltigkeit weiblicher Lebensentwürfe im Blick behalten und die Bezogenheit auf den Mann lockern. Von daher fällt schon mal kein gutes Licht auf Telenovelas, die „Anna und die Liebe“ oder „Hannah – folge deinem Herzen“ heißen oder auf Filme nach Rosamunde Pilcher, Nora Roberts und Co, bei denen Frauen öfter mal tolle Berufe haben wie Verlegerin oder Fremdsprachenkorrespondentin – aber sie könnten auch ganz etwas anderes sein, denn sie werden nicht von ihren beruflichen Tätigkeiten her inszeniert, sondern von ihrer Bezogenheit auf den Mann und auf die Liebe.

Und weil man das vorher weiß, ist die durchschnittliche TV-Liebesgeschichte, trotz aller Umwege, die gegangen werden müssen, so fade und so wenig abenteuerlich. Doch nicht nur der gesammelte Liebeskitsch im Fernsehen sei hier dreimal verflucht, sondern auch all jene aufwendigen Shows, in denen Frauen als Trägerinnen von Sex-Appeal in den Mittelpunkt gestellt werden und sich in nervenaufreibenden Wettkämpfen so lange von allen Seiten zu zeigen haben, bis sich herausstellt, wer die Schönste ist. Die Schönste ist nicht einfach nur die Schönste, sondern sie kriegt den Prinzen. Darum geht es.

Casting-Shows wie „Germany's Next Top Model“ stehen seit es sie gibt in der Kritik, weil hier angeblich die Erwartungen junger, unbedarfter Frauen, als Star groß rauszukommen, übel ausgenutzt werden – dass der ganze Auftrieb eine gigantische Inszenierung der Bezogenheit von Frauen auf den Mann darstellt, wird gar nicht mehr gesehen. Der Mann hat die Augen im

Kopf, in letzter Instanz geht es um seine Freude beim Anblick der weiblichen Schönheit und um seine Bereitschaft, sich den Genuss etwas kosten zu lassen – und sei es durch ein Jawort.

„Zwischen Tatort und Labor“

Der Mann als Begutachter jener Valeurs an einer Frau, die ihn früher fast als einzige, heute immer noch als vorrangliche interessieren, denn er lernt erst langsam, die Frau als Satisfaktionsfähige, als ihm in der funktionalen Konkurrenz Ebenbürtige zu akzeptieren; der Mann als Begutachter jener Valeurs, die ihm an Frauen vor allem interessieren, nämlich die erotischen, führt in sehr, sehr vielen Unterhaltungsprogrammen, auch in den auf dieser Konferenz diskutierten und von mir persönlich sehr geschätzten und viel gesehenen amerikanischen Serien wie „CSI“, insgeheim die Regie.

Ich mag Melina Kanakaredes, die als „CSI /NY“-Teamfrau Stella Bonasera hervorragend überkommene Schauspielerin, wirklich sehr gerne. Aber ich frage mich manchmal, wie sie wohl selbst dazu steht, dass sie in ihrer Rolle als hoch kompetente Spezialistin, die ständig zwischen Tatort und Labor hin- und herhetzt, nahezu ausnahmslos eng anliegende Tops mit tiefem Ausschnitt trägt. Sie ist nicht die einzige. Die „CSI“- und „Criminal-Mentals“-Schauplätze sind immer zugleich Modelaufstege. Was für eine Realität lässt denn da grüßen?

„Die richtige Frau“

An dieser Stelle kommt immer der Einwand, man solle doch bitte nicht prüde sein, und schöne Frauen könne es doch gar nicht genug auf der Welt bzw. im Fernsehen geben. Das ist alles geschenkt. Aber wenn man raus will aus der Mann-Bezogenheits-Falle, muss man eben auch den überinszenierten weiblichen Sex-Appeal in Fernseh-Shows und Serien ansprechen – der allerdings nur dann wirklich bedenklich wird, wenn er Dreh- und Angelpunkt des weiblichen Vorhandenseins ist, wie in den Casting-Shows. Bei „CSI“ kneift man ein Auge zu. Bei den erwähnten Shows eher nicht. Denn man denkt: Scarlett O'Hara war auch schön, aber sie hat den Mann, der sie an sich binden wollte, in die Flucht geschlagen, und sie war eine Geschäftsfrau und eine Landfrau, die von diesen Tätigkeitsfeldern her inszeniert worden ist. Anders hätte die Figur, hätten weder Roman noch Film ihren enormen Erfolg eingefahren.

Der unbedingt anti-emanzipative Effekt, den die im Fernsehen immer noch so beliebten Liebeskitsch-Filme aufgrund ihrer Verlogenheit haben, lässt sich sehr gut festmachen an einer Analyse der zu den liebenden Frauen dazu gehörenden Männerfiguren. Ich kann mir

nicht vorstellen, dass es einen Schauspieler gibt, der so eine Rolle gern oder auch nur bereitwillig spielt. Sie machen es, weil sie in irgendwelchen Verträgen drinstecken oder weil sie Geld brauchen.

Fast immer sind diese Figuren verzeichnet, klischiert, konturlos und lebensfern. Das liegt daran, dass allen diesen Filmen eine Basis-Lüge zugrunde liegt, die heißt: >Das Wichtigste im Leben eines Mannes ist die ('richtige') Frau.<

Das Wichtigste im Leben eines Mannes sind die anderen Männer, mit denen er bei seinem Aufstieg und Abstieg, bei seinem Kampf um Posten oder auch ums Überleben zu tun hat. Wenn er eine Frau in diesem Szenario unterbringen kann – umso besser für ihn. Aber sie hat, so wie die Lebensverhältnisse in der Vergangenheit waren und heute großenteils immer noch sind, nicht den zentralen Platz in seinem Leben inne. Für sie selbst sieht oder sah es anders aus: ohne Mann keine hoch angesehene, keine mit ihrem Leben zufriedene, keine schöne, keine glückliche Frau.

„Karsten folge deinem Herzen“

Der Liebesfilm kann sich mit solchen Asymmetrien nicht groß abgeben, und so täuscht er eine Gleichheit der Lebensziele vor – was dann zu derart verunglückten Männerfiguren führt wie den Galan im Liebesfilm. Selbst bessere und teure Kinofilme mit Richard Gere in der Rolle des Liebhabers hinterlassen das schale Gefühl eines Mangels an Wahrhaftigkeit. Auch Casanova war schließlich immer zuerst Projekteschmied, Alchimist, Diplomat und Intrigant an verschiedenen Höfen, bevor er Liebhaber war. Und schließlich: Wer würde eine Serie einschalten, ja wer würde eine produzieren, die „Karsten – folge deinem Herzen“ hieße, oder: „Erwin und die Liebe“. Die Absurdität solcher Titel macht das ganze Elend klar.

Es ist überhaupt nützlich, sich bei der Betrachtung von Rollen und Realität und der Frage nach dem Zuschnitt von Frauenlaufbahnen auf dem komplementären Feld, dem der Männer, umzusehen. Der größte Coup, der hier jüngst gelandet wurde, ist Kathryn Bigelow's Oscar-prämierter Film „The Hurt Locker“. Die Geschichte spielt im Irak, sie zeigt in quasi-dokumentarischer Manier einen Trupp amerikanischer Soldaten, der Bomben entschärft – Bomben, die erst mal gefunden werden müssen.

Protagonist James erlebt alle mörderischen Schrecken, die denkbar sind. Gleichwohl kehrt er nach dem Ende seiner Dienstzeit und einem kurzen Aufenthalt bei Frau und Kind in den USA an den Ort seiner Bewährung, seiner Kämpfe und seiner Kameraden – trotz tägli-

cher Lebensgefahr – zurück. Nur hier kann er sein, der er sein will. Ein Extrembeispiel, sicher, aber ein sehr guter Kommentar zu der angeblichen Frauenbezogenheit der Männer im Mainstream der fiktionalen TV-Unterhaltung.

James, der Held aus „Hurt Locker“ kennt sich mit Sprengstoff aus, mit Verschaltungen, mit Elektronik, mit all den physikalischen und chemischen Prozessen, die da hineinspielen, er ist, kurz gesagt, ein MINT-Mann. Der gesamte MINT-Bereich, um dessen Eroberung durch Frauen auch auf dem Weg des Rollenvorbildes es ja in dieser Konferenz geht, ist männlich konnotiert, und die Konsequenzen dieser Tatsache sind ein viel stärkerer Hinderungsgrund für Frauen, sich auf diesen Feldern zu tummeln, als eine angebliche weibliche Minderbelegung.

„Männer sind gern unter sich“

Männer sind in gewissen Zusammenhängen, eigentlich sogar in den meisten Zusammenhängen, gerne unter sich, und sie mögen es nicht, wenn Frauen ihnen bei der Arbeit über die Schulter gucken, um sich später dann auch noch gleichberechtigt in ihren, der Männer ureigenen Domänen, aufzuhalten. Das gilt nicht für alle Informatiker, Ingenieure und Bombenentschärfer, aber die Grundstimmung ist auf weiten Strecken noch so.

Frauen sollen erotisch sein, sie sollen meinethalben Schmuckdesignerinnen oder auch Personalreferentinnen werden, aber sie sollen die Männer bei ihrer ernsthaften Beschäftigung mit Naturwissenschaft und Technik in Ruhe lassen. Dieser Gender-Aspekt bei der Ausrichtung weiblicher Neigungen auf die verschiedenen Berufsfelder wirkt über vielerlei Vermittlungen bis hinein in die persönliche Entscheidung, und er wirkt natürlich auch auf die Entwickler von Stoffen in den Redaktionen der Fernsehsender.

Hier ist die Grundstimmung wichtig, und sie macht sich perfiderweise oft geltend, ohne dass die Beteiligten wüssten, ob und wie. Zudem sind MINT-Fächer als trocken verschrien – wie wollen sie die Trockenheit eines Labors, einer Versuchsstrecke, eines mathematischen Computerprogramms oder kurz gesagt: die Abstraktheit eines Algorithmus mit einer Frauenfigur zusammenbringen und in eine Fernsehserie transferieren, ohne dass die Leute abschalten?

„Schöne weibliche Leiche“

Ich glaube, dass die US-Serien „CSI“ und „Crossing Jordan“ hierauf schon eine positive Antwort gefunden haben. Die Idee war, einen Krimi mal nicht vom Polizeirevier aus zu erzählen, sondern von der Pathologie und

der Spurenanalyse her. Und die Protagonisten sind nicht mehr mit Polizeiuniform und Knarre ausgestattet, sondern mit weißen Kitteln und Pinzetten. Und überall sind Frauen dabei – kompetent, erfahren, gleichberechtigt. Das Pathos ist dasselbe wie im guten alten Polizeifilm, es geht um die Wahrheit. Nur ist bei der Suche nach ihr nicht mehr der Instinkt des Cops und seine Treffsicherheit beim Schießen entscheidend, sondern die Treffsicherheit einer Laborantin bei der Spurenanalyse.

Dieser Turn – weg von der Straße, hinein ins Labor – war genial, er hat MINT als moderne Technik in den Krimi gebracht, und er hat Frauen nicht immer bloß als Opfer, sondern als Ermittlerinnen in den Krimi gebracht – wobei die Straße natürlich als romantischer Schauplatz nicht völlig wegfällt und auch die schöne weibliche Leiche nicht. Aber sie ist als Corpus Delicti jetzt in einem ganz anderen Sinne wissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand als früher. Wenn sich die schöne schwarze Gerichtsmedizinerin Alex Woods über eine Tote beugt und sagt: „Die blauen Flecken wurden ihr ante mortem zugefügt“, ist der Mörder schon so gut wie gefasst. Von Trockenheit keine Spur.

Aber die unterstellte Trockenheit ist es gewiss, die Mädchen heute vom Studium der MINT-Fächer abhält, und mit Verweis auf diese sicher nicht zufriedenstellende Realität haben die kreativen Menschen, die in den Redaktionsstuben sitzen und einen Stoff mit einer Mathematikerin als Heldin ablehnen, dann wieder gute Argumente auf ihrer Seite. Man kann doch nicht einfach das Wunschenken von Autorinnen und von Veranstalterinnen einer MINT-iFF-Konferenz zur Richtschnur nehmen, wenn man eine Serie entwickelt.

„Dramatischer Stoff“

Ein Film über Marie Curie ist das eine, aber die Frauen von heute haben andere Sorgen als die Entdeckung der Radioaktivität, und sie sitzen nun mal mehrheitlich nicht in Labors und basteln auch nicht in Werkstätten an Geräten herum. Zu schweigen von einem visuell immer noch nicht befriedigend erschlossenen Arbeitsplatz der Software-Tüftlei.

Das Fernsehen, verstanden als Programm-Maschine, operiert in diesen Fragen mit einem altmodischen Spiegel ohne Knick. Es nimmt nicht wahr, was sich schon anbahnt oder was bald Realität sein könnte – es müsste dafür nur ein bisschen in die Knie gehen und den Spiegel-Knick beäugen wie die Wahrsagerin ihre Glaskugel. Das ist des Fernsehens Recht – und seine Freiheit! Es würde im Knick-Bereich Mädchen entdecken, die Mathe-Spitzenleistungen erbringen und das erste Computerprogramm entwickelt haben, das auf gesprochene Sprache reagiert, Mädchen, die Physikerin

geworden sind und dann noch Bundeskanzlerin, Mädchen, die für ein Medizinstudium ihre Familie verlassen haben – die gibt es schon seit 150 Jahren. Wenn das kein dramatischer Stoff ist!

Den genannten Mädchen stehen Zuschauerinnen gegenüber, die sich gern mit einer Frau im weißen Kittel statt im sexy Outfit identifizieren, sogar Männer finden es dann auch wieder spannend, wenn Frauen was können anstatt bloß was herzuzeigen. Sie sind, wie auch die Zuschauerinnen, ambivalent. Das Herkommen, die alten Rollen, in denen Männer Macker sind und Frauen Berufe haben, in denen sie „was mit Menschen“ machen können, sind immer noch sehr verlockend.

Aber die neuen Umrissse, die der Knick im Spiegel zeigt, die Frau mit dem Mikroskop anstatt mit der Apfeltorte,

die fasziniert gleichermaßen, von der würde man gern mehr erfahren. Und sich dabei gut unterhalten. Am Publikum wird es quotenmäßig nicht scheitern, liebe Fernsehmacher, wenn Sie Ihre weiblichen Figuren in Bewährungsfeldern verorten, die von den Naturwissenschaften definiert sind. Die Schauspielerinnen werden sich sicher auch nicht entziehen. Die Autorenschaft muss vielleicht nachhaltig ermutigt werden. Die Kritik, das garantiere ich, wird jubeln.

Wie wär's, wenn man „Hanna, folge Deinem Herzen“ umformulierte in „Hanna, folge deinem Ehrgeiz“? Der Witz daran wäre, dass eine Hanna, die ihrem Ehrgeiz folgte, es sehr viel leichter hätte, die Bedürfnisse ihres Herzens zu befriedigen. Wenn der Mann für die Frau eine Option ist und keine Not, dann wird auch die Liebe und mit ihr der Liebesfilm wieder abenteuerlich. ■

■ NOTIERT

■ „Man kann Lutz Schumachers Roman als direkte Fortsetzung seines Bestsellers ‚Senk ju vor trävelling‘ lesen. 200.000 Exemplare wurden von diesem satirisch gemeinten Bahnhasserbuch verkauft. Genau wie in seinem neuen Buch bedient er auch darin das masochistische Verlangen des Publikums, in seiner Lesefreizeit mit den Schrecklichkeiten des Alltags konfrontiert zu werden. Nervtötend, langweilig und anstrengend ist das Reisen mit der Deutschen Bahn. Nervtötend, langweilig und anstrengend ist auch das Büroleben. Um das zu erkennen, muss man allerdings kein Buch lesen. Die Realität in den meisten Schreibtischstuben reicht völlig. Übrigens kennt sich der Autor Lutz Schumacher, Journalist und derzeitiger Geschäftsführer einer Tageszeitung, prächtig aus mit den Grausamkeiten des Büroalltags. Vor rund vier Jahren trat Schumacher am Ende eines Arbeitstages vor 18 Lokalredakteure der Münsterschen Zeitung und teilte den völlig überumpelten Mitarbeitern mit, dass sie heute ihre letzte Zeitung gemacht haben.“ – *Michael Bee auf*

„Welt Online“ über das Buch „Ich kann so nicht arbeiten“.

■ „Betrachtet man die Berichterstattung über den Osten Deutschlands in den überregionalen Medien, lassen sich drei Muster feststellen: Sie findet sprunghaft statt kontinuierlich statt, folgt einer häufig ausschließenden statt integrierenden Absicht und ist oft von Emotionalität statt von Sachkenntnis geprägt. Das liegt auch daran, dass es 20 Jahre nach der Einheit keine überregionalen ostdeutschen Medien gibt. Die Berichterstattung Ost steht damit vor der einseitigen Herausforderung, sich in die Berichterstattung West integrieren zu müssen. Oder anders gesagt: Während die Ostdeutschen an den westdeutschen Medien teilhaben, in ihnen und von ihnen definiert werden, bedürfen die Westdeutschen dieser Übersetzung nicht. Der Westen ist die Definition selbst.“ – *Jana Hensel auf „zeit.de“.*

■ „Die Zeiten haben sich geändert“, verkündete auf einer Pressekonferenz gestern Dieter Stein, Gründer und Chefredakteur der rechtskonservativen Wochenzeitung

Junge Freiheit (JF). Vor 16 Jahren noch sei eine Pressekonferenz der JF ausgefallen, weil 200 Demonstranten ‚Nazis raus‘ skandiert hatten. Diesmal blieb es am gleichen Ort, im Westin-Grand-Hotel an der Berliner Friedrichstraße, ruhig. ‚Das belegt die Akzeptanz, die die Zeitung indes genießt‘, sagt Stein. Man kann auch sagen: Das belegt den anhaltenden Mangel an journalistischer Relevanz des Wochenblattes. Zwar verdoppelte sich die Auflage in den letzten fünf Jahren (laut IWW jetzt 18.000 Exemplare). In der öffentlichen Wahrnehmung aber spielt die JF kaum eine Rolle.“ – *Andreas Förster in der „Frankfurter Rundschau“.*

■ „Das könnte man beruhigt als spinnert abtun, würde die JF-Auflage nicht tatsächlich mäßig, aber stetig steigen – und würde sich nicht leicht verspätet der legendäre Exparlamentskorrespondent der FAZ, Karl Feldmeyer, in den Saal schieben. Heute schreibt er in der Jungen Freiheit, devot wird ihm der Mantel abgenommen.“ – *Steffen Grimberg in der „tageszeitung“.*